



# Feldzeitung

Riga, Dienstag, 22. Juni 1943. Nr. 804

von der Maas bis an die Memel

Moskau, 22. Juni 1943

## 2 Jahre in Rußland

Tagesbefehl des Oberbefehlshabers unserer Armee zum 22. Juni 1943

### An meine Soldaten!

Am 22. Juni jährt sich zum dritten Male der Tag, an dem wir die russische Grenze in breiter Front überschritten, um dem sowjetischen Überfall zuvorzukommen.

Über Kowno — Dünaburg — Opotschka — Noworschew — Cholm drangen wir tief in das russische Land vor. Der erste Winter 1941/42 mit seiner grimmigen Kälte forderte von jedem Soldaten der Armee höchste Einsatzbereitschaft und Bewährung. Das Heldenlied der tapferen Verteidiger von Demjansk und Cholm ist lebendiges Symbol für die unerschütterliche Widerstandskraft der Truppe. Ganz gleich, ob in der vordersten Linie oder bei den Versorgungstruppen eingesetzt, überall bewies sich deutsches Kämpfertum.

Das abgelaufene Kriegsjahr stellte weiterhin an alle Soldaten grösste Anforderungen. Dass sie in vollem Umfang erfüllt wurden, ist ein Zeichen für den unerschütterlichen Siegeswillen aller Verbände der Armee. Die Zukunft wird uns weiter vor schwere Aufgaben stellen. Wir sind zu ihrer Erfüllung besser vorbereitet denn je.

Auch im dritten Kriegsjahr gegen den Bolschewismus werden wir kämpfen mit gleicher Zuversicht und unerschütterlichem Glauben an den Sieg.

Es lebe Deutschland!  
Es lebe der Führer!

Generalfeldmarschall



## Ein Akt von politischer Bedeutung

Die Welt unter dem Eindruck der Ankunft des indischen Nationalisten-Führers Subhas Chandra Bose in Japan

Tokio, 21. Juni. Subhas Chandra Bose, der längere Zeit in Deutschland weilte, hatte den dringenden Wunsch, nach Ostasien zu kommen, um die Unabhängigkeit und Selbständigkeit Indiens zu erkämpfen. Nunmehr ist er in Tokio eingetroffen und wurde von Ministerpräsident Tojo empfangen. Ausserdem hatte Bose Besprechungen mit den leitenden Beamten des japanischen Ausussenministeriums und führenden Offizieren der japanischen Wehrmacht.

Der überraschend in Tokio eingetroffene Führer der indischen Freiheitsbewegung, Subhas Chandra Bose, empfing die Vertreter der in- und ausländischen Presse.

Über 20 Jahre lang, so erklärte S. Ch. Bose u. a., hat meine Generation für die Freiheit unserer Heimat gekämpft und die Stunde erwartet, die es uns ermöglicht, diese Freiheit zu erringen. Jetzt ist diese Gelegenheit gekommen. Was auch immer die anglo-amerikanische Agitation grossprecherisch behaupten mag, so steht doch fest, dass das indische Volk in seiner überwiegenden Mehrheit nichts sehnlicher wünscht als den Sieg der Mächte des Dreierpaktes, denn der Sieg dieser Staaten bedeutet die Niederlage des anglo-amerikanischen Imperialismus, den Zusammenbruch des britischen Empire und damit die Wiederherstellung der Freiheit des indischen Volkes.

Die Mächte des Dreierpaktes haben dem indischen Volk in seinem Freiheitskampf bereits grosse Hilfe geleistet und sich damit den Dank und die Sympathie des gesamten indischen Volkes erworben. Darüber hinaus wissen wir aber, dass es unsere Pflicht ist, für unsere Freiheit mit dem eigenen Blute zu bezahlen. Das indische Volk wird nur nach einer Feuertaufe befähigt sein, sich seine Freiheit zu erhalten und diese zu verteidigen. Unser Feind hat das Schwert gezogen, so dass wir ihn nur mit der gleichen Waffe bekämpfen und schlagen können.

Seitdem ich vor über zwei Jahren Indien verliess, reiste ich praktisch durch die ganze Welt und hatte Gelegenheit, die internationale Lage zu studieren. Ich bin gegenüber den Schwierigkeiten, die noch auf dem Wege der Mächte des Dreierpaktes liegen, nicht blind, kenne aber auch ihre Stärke und ihre Kräftequellen. Deshalb können mich alle Agitationen des Feindes keineswegs beeindrucken. Wenn mit Agitation ein Krieg zu gewinnen wäre, dann hätten die Gegner der Achsenmächte schon längst gesiegt. Wir alle wissen, dass dieses Mal die Zeit nicht für die anglo-amerikanischen Mächte arbeitet, wie im letzten Weltkrieg; selbst Churchill musste dies kürzlich vor der Washingtoner Öffentlichkeit zugeben.

Aus eigener Kenntnis der allgemeinen Kriegslage, habe ich die hundertprozentige Überzeugung gewonnen, dass die Mächte des Dreierpaktes und ihre Verbündeten unter allen Umständen siegen werden, wie lange der Krieg auch dauern möge.

Das indische Volk begrüsst Japan als einen Freund und Verbündeten in dem Kampf um seine Freiheit. Japan war ja die erste asiatische Macht, die erfolgreich gegen fremde Ein-

flüsse in Grossostasien vorging. Ein starkes Japan ist notwendig zur Wiedergesundung Asiens.

Zur Ernennung Wavells zum Vizekönig von Indien bemerkte Bose, dass dies kaum eine Änderung in der Verwaltung Indiens bringen dürfte. Man könne annehmen, dass der militärische Druck und die Gewalt, die auf das indische Volk bereits ausgeübt würden, in Form einer Militärdiktatur noch verstärkt würden.

Nach dem Grund seiner Reise nach Japan befragt, erklärte Bose, dass es heute gelte, die Inder in aller Welt im Kampf um die Freiheit ihrer Heimat zusammenzufassen, denn der Kampf der im Auslande lebenden Inder sei genau so wichtig wie derjenige der Brüder zu Hause. Die im Auslande lebenden Inder seien vielleicht in mancher Hinsicht noch in der Lage, etwas für die Befreiung ihrer Heimat zu tun. Man dürfe überzeugt sein, dass auch die Anhänger Gandhis zur geeigneten Zeit, wenn sie dies für nötig erachteten, die Waffen ergreifen würden, um sich aktiv und mit dem Schwert in der Hand

### „Bankrotterklärung Englands“

In römischen politischen Kreisen wird die Ernennung des Generals Wavell zum Vizekönig von Indien als Kennzeichen für den völligen Zusammenbruch der gegenwärtigen Indienpolitik der Londoner Regierung angesehen.

Die Berichte, die aus allen Teilen Asiens in Tokio eintreffen, zeigen, welche ungeheure Freude die überraschende Ankunft S. Ch. Boses in Japan vor allem unter den Indern auslöste. Von überall her erhielt S. Ch. Bose seit Bekanntwerden seiner Ankunft spontane Telegramme und Glückwünsche von seinen Landsleuten, die ihn dringend baten, schnellstens die Führung des Freiheitskampfes in vorderster Linie zu übernehmen. Vor allem zeigte sich eine starke Reaktion unter den eine Million zählenden Indern im birmesischen Grenzgebiet, wo S. Ch. Bose besonders populär ist, da er dort nicht nur politisch gewirkt hat, sondern u. a. auch im Gefängnis von Mandalay schmachtete.

„Unser Bose ist da! heisst es in einem Aufruf der indischen Unabhängigkeitsbewegung in Birma. „Nun lasst uns unter seiner Führung mit neuen Kräften für die Freiheit unserer Heimat kämpfen.“

für die Freiheit des Landes einzusetzen, obwohl Mahatma Gandhi sicherlich für seine eigene Person an seinem Lebensprinzip des zivilen Ungehorsams ohne Anwendung von Gewalt festhalten dürfte.

Zu seinem Aufenthalt in Europa übergehend, erklärte Bose, dass die indische Freiheitsbewegung sowohl von seitens des Führers als auch von Duce weitgehend und verständnisvoll unterstützt werde.

Die Ankunft Subhas Chandra Boses in Japan und der Empfang des indischen Nationalistenführers durch den japanischen Ministerpräsidenten Tojo, so schreibt die deutsche „Diplomatische Korrespondenz“ u. a., ist ein politisches Ereignis, das in Europa wie in Ostasien gewürdigt wird. Subhas

Chandra Bose ist der einzige führende indische Nationalist, der sich gegenwärtig in Freiheit befindet. In Berlin und Rom gewann sich Bose als klarblickender und beredeter Anwalt des indischen Freiheitskampfes bald Freunde. Er wurde mehrmals vom Reichsaussenminister und später auch vom Führer und Duce empfangen.

So ungern man Bose hier scheiden sah, fanden die Beweggründe, die ihn nach Ostasien zurückführten, volles Verständnis. Indien ist heute zum Nachbarn des japanischen Herrschaftsbereiches geworden. Der unvergleichliche Siegeszug Japans in Südostasien hat dem indischen Freiheitswillen mächtigen Auftrieb gegeben. Die Aufgaben, die Subhas Chandra Bose in Ostasien vorfindet, sind vielfältig.

Ministerpräsident Tojo hat in seiner letzten Rede vor dem japanischen Reichstag dem indischen Volk abermals die Hand hingestreckt. Er hat den festen Entschluss Japans verkündet, den britischen Einfluss in Indien auszumerzen und das Volk bei der Erlangung seiner Freiheit zu unterstützen. Aus der Haltung, die Japan gegenüber den anderen Völkern eingenommen hat, die seine Eroberungen aus der angelsächsischen Einflusszone in die Sphäre eines gemeinsamen ostasiatischen Wohlstands überführten, wissen

die Inder, dass solchen Versprechungen die Tat folgt.

Die Leichtigkeit, mit der Bose sich von seiner indischen Heimat nach Berlin und Rom und von dort wieder nach Tokio begeben hat, die Herzlichkeit, mit der er in allen Ländern, die er unterwegs berührte, aufgenommen wurde, sind für das indische Volk ein neuer Beweis, dass die Welt aufgehört hat, angelsächsisch zu sein. Dass den englischen Herren Indiens die Nachricht von der neuerlichen Reise Boses nicht angenehm sein wird, bedarf keiner Erwähnung. Die Lage in Indien hat sich für die Engländer keineswegs gebessert. Am Beispiel Indiens demonstriert sich die Unfähigkeit der Engländer zu schöpferischen zeitentsprechenden Lösungen. Der Mangel an staatsmännischer Kraft verurteilt die britische Herrschaft über Indien zum Ende, wie er die britische Hegemonie über Europa beendet hat. Die Kraft zur nationalen Wiedergeburt und zur Befreiung von der Fremdherrschaft muss das indische Volk in sich selbst erzeugen. Es besteht kein Zweifel, dass dieser Prozess im Gange ist und dass er unter der Führerschaft echter indischer Patrioten wie Bose seiner natürlichen Krönung mit der Freiheit des indischen Volkes zustrebt.

Chandra Bose ist der einzige führende indische Nationalist, der sich gegenwärtig in Freiheit befindet. In Berlin und Rom gewann sich Bose als klarblickender und beredeter Anwalt des indischen Freiheitskampfes bald Freunde. Er wurde mehrmals vom Reichsaussenminister und später auch vom Führer und Duce empfangen.

So ungern man Bose hier scheiden sah, fanden die Beweggründe, die ihn nach Ostasien zurückführten, volles Verständnis. Indien ist heute zum Nachbarn des japanischen Herrschaftsbereiches geworden. Der unvergleichliche Siegeszug Japans in Südostasien hat dem indischen Freiheitswillen mächtigen Auftrieb gegeben. Die Aufgaben, die Subhas Chandra Bose in Ostasien vorfindet, sind vielfältig.

### Japan und Indien

die Inder, dass solchen Versprechungen die Tat folgt.

Die Leichtigkeit, mit der Bose sich von seiner indischen Heimat nach Berlin und Rom und von dort wieder nach Tokio begeben hat, die Herzlichkeit, mit der er in allen Ländern, die er unterwegs berührte, aufgenommen wurde, sind für das indische Volk ein neuer Beweis, dass die Welt aufgehört hat, angelsächsisch zu sein. Dass den englischen Herren Indiens die Nachricht von der neuerlichen Reise Boses nicht angenehm sein wird, bedarf keiner Erwähnung. Die Lage in Indien hat sich für die Engländer keineswegs gebessert. Am Beispiel Indiens demonstriert sich die Unfähigkeit der Engländer zu schöpferischen zeitentsprechenden Lösungen. Der Mangel an staatsmännischer Kraft verurteilt die britische Herrschaft über Indien zum Ende, wie er die britische Hegemonie über Europa beendet hat. Die Kraft zur nationalen Wiedergeburt und zur Befreiung von der Fremdherrschaft muss das indische Volk in sich selbst erzeugen. Es besteht kein Zweifel, dass dieser Prozess im Gange ist und dass er unter der Führerschaft echter indischer Patrioten wie Bose seiner natürlichen Krönung mit der Freiheit des indischen Volkes zustrebt.

### Telegramm des Reichsaussenministers

Reichsaussenminister von Ribbentrop sandte aus Anlass der Ankunft Subhas Chandra Boses in Tokio an diesen folgendes Telegramm:

„Zu Ihrer Ankunft in Ostasien schicke ich Ihnen meine herzlichen Grüsse. Bei dieser Gelegenheit danke ich Ihnen auch für Ihre an den Führer und an mich gerichteten Abschiedstelegramme, in denen Sie auf Ihre Solidarität mit Deutschland im Kampf gegen die gemeinsamen Feinde hinwiesen. Wir wünschen Ihnen für den weiteren Freiheitskampf des indischen Volkes allen Erfolg.“

### Vor zwei Jahren

Wir alle werden jene Augenblicke nicht vergessen, da uns in Ostpreussen am 21. Juni in den späten Abendstunden des Jahres 1941 der Aufruf des Führers von unserem Einheitsführer vorgelesen wurde, der alle Überlegungen und alle Erwägungen mit einem Schläge zerriss. Wir hatten uns als politische Soldaten des nationalsozialistischen Deutschlands in jenen Wochen und Monaten in Ostpreussen auch mit dem Gedanken beschäftigt: Was wird kommen? Die Antwort gab uns der Aufruf des Führers: „Seit über zwei Jahrzehnten hat sich die jüdisch-bolschewistische Machthaberschaft von Moskau aus bemüht, nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa in Brand zu stecken. Nicht Deutschland hat seine nationalsozialistische Weltanschauung jemals versucht, nach Russland zu tragen, sondern die jüdisch-bolschewistische Machthaber in Moskau haben es unentwegt unternommen, unserm und den anderen europäischen Völkern ihre Herrschaft aufzuzukrotieren und dies nicht nur geistig, sondern vor allem auch militärisch-machtmässig. Die Folgen der Tätigkeit dieses Regimes waren in allen Ländern nur das Chaos, Elend und Hungersnot.“

Ihrem Eid getreu und im Wissen um die grosse Gefahr, die der Heimat drohte, ist die deutsche Wehrmacht vor zwei Jahren zu einem Schicksalsgang angetreten, dessen harte Forderungen wir damals noch nicht geahnt haben. Das Schicksal hatte uns verhöhnt. Blitzkrieg und Blitzsieg standen am Wege einer Wehrmacht, die soldatisches Kämpfertum und nationalsozialistische Haltung verkörperte. Die Opfer, die unsere Kameraden in Polen, im Westen und im Südosten brachten, waren uns Ansporn zu rascher Erfüllung. Sie waren die Garanten neuer Siege.

Es kam anders. Erst allmählich mussten wir uns zu der Erkenntnis durchringen, dass uns hier ein Gegner gegenüberstand, der ebenso fanatisiert wie wir für eine Weltanschauung kämpfte. Es ist in diesem Zusammenhang nicht so wesentlich, ob ein Teil der Überläufer und Gefangenen unter der Knute der Kommissare schmachtete oder ob das unergründliche Gehorchen slawischer Menschen die Triebfeder zum verbissenen Widerstand wurde. Wir haben uns mit ihm auseinanderzusetzen müssen, und in 24 Monaten härtester Kämpfe jene Haltung in uns erzwungen, die uns befähigt, dem bolschewistischen Weltfeind weiter Widerstand zu leisten.

Wir wissen heute, was kommen würde, wenn der deutsche Soldat versagte. Ein unvorstellbares Elend für unsere Frauen und Kinder, für unsere Heimat, für alles, was deutsch heisst. Mord und Brand würde über die deutschen Fluren hereinbrechen, wenn jene Gesellen die Oberhand gewännen, die sich unberechtigt zur Führerschaft eines Volkes aufgeworfen haben, dessen Werte volksmässig wir in zwei Jahren genau kennen gelernt haben. Wir wissen heute ganz genau, dass das russische Volk nicht mehr unser Gegner ist, sondern jener Klüngel bolschewistischer Juden, die ihre letzte Chance im Streben zur Weltherrschaft in dieser grossen weittragenden Auseinandersetzung sehen. Die Haltung des deutschen Soldaten ist frei von allen Illusionen, be-

stimmt von dem Streben, zu seinem kleinen Teil beizutragen zu der Erfüllung eines historischen Auftrags. Und dieser Auftrag heisst: einen Frieden für uns und unsere Angehörigen, für ein Leben im Sinne der Forderungen, die Adolf Hitler, der Führer der Deutschen, uns gestellt hat. Den Ausgleich sozialer Interessen im Sinne nationalsozialistischer Weltanschauung, die Kameradschaft im deutschen Volk auf der Grundlage jener Erfahrungen, die der deutsche Soldat in fast vier Jahren Krieg auf sich nahm. Der Soldat wird der Träger des Zukunftsgedankens sein, wie er Vorbild für die europäischen Völker in Haltung und Tat wurde. Wir wünschen nicht, dass europäische Völker, denen wir in vier Kriegsjahren begegnet sind, glauben, sie müssten an jeden Preis nationalsozialistisch werden. Das ist unser, das ist deutsches Gedankengut, mit dem sie sich auseinandersetzen haben so gut sie es können. Unsere europäische Sendung hat nur den Sinn, ihnen zu zeigen, dass es heute darum geht, dem bolschewistischen Weltfeind ebenso zu begegnen wie jenen Burschen vom Typ eines Baruch, Mendelsohn u. a., die den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika am Gängelband führen und ihm die Befehle diktieren, die er aus einer Weltbeglückungsphilosophie ausführt.

Wenn wir an diesem 22. Juni die Bilanz aus zwei Jahren Ostfeldzug ziehen, so können wir darauf hinweisen, dass die deutschen Fronten im Osten trotz der ungeheuren Beanspruchung von zwei krisenhaften Wintern, trotz der immer sich erneuernden Anstrengungen der Sowjets, sie zu durchbrechen, unerschütterlich stehen. Es kann nicht häufig genug darauf hingewiesen werden, dass diese Fronten tief in Feindesland liegen, dass sie fast Meter um Meter in einem Kampf dem Gegner abgerungen wurden, der in der Weltgeschichte kaum noch einen Vergleich hat. Wir lassen uns viel zu leicht ins Bockshorn jagen durch eine Propaganda in Sowjetrußland, die darauf abzielt, die Sowjets als die künftigen Sieger dieses Krieges zu zeichnen. Ganz offen diskutiert man in Moskau — natürlich nicht für den Hausgebrauch, sondern für die Wirkung in der ganzen Welt — die Kriegsziele der Sowjets und ihre Ansprüche gegenüber Europa. Das Angesichts der Tatsache, dass die deutschen Truppen tief in Feindesland stehen, dass sie dem Gegner grosse Opfer an Menschen und Material abgefordert haben.

Die Zielsetzung einer solchen Propaganda ist eindeutig. Alle diese Dinge möchte man vergessen machen, indem man sie zerrückt mit dem Hinweis auf die sogenannten „Friedenspläne“ der Sowjets. Wir aber dürfen das nicht vergessen gerade an einem solchen Tage, an dem wir Bilanz machen. Von der unerschütterlichen Haltung der deutschen Soldaten hängt in weitem Masse auch die Haltung der Heimat ab. Neben dem soldatischen Kampftum kommt es heute darauf an, eine seelische Festigkeit den Anfechtungen entgegenzusetzen, die sich aus der Länge des Krieges ergeben. In diesem Sinne soll der 22. Juni ein Tag der Besinnung sein, der aus der Erkenntnis der Zusammenhänge und Gegebenheiten die Kraft für neues Ausharren schöpfen soll. Uwe Sass

# Forderung der Stunde: Hass und Vergeltung

Reichsminister Dr. Goebbels sprach an den Gräbern der Opfer von Wuppertal

Wuppertal, 21. Juni. Reichsminister Dr. Goebbels gab dem Empfinden des ganzen deutschen Volkes Ausdruck, als er aus Anlass der feierlichen Beerdigung der Opfer eines englisch-amerikanischen Terrorangriffs in Wuppertal sprach, dass an den Gräbern dieser ermordeten Frauen und Kinder der Hass nicht schweigen dürfe, sondern dass er wacher und brennender werde gegenüber einem Terror, der alle Grenzen der Menschlichkeit sprengt. Seine Rede gipfelte in der Feststellung, es werde die Zeit kommen, da dieser Terror gegen die Verbrecher zurückschlagen werde. Im einzelnen führte Dr. Goebbels u. a. aus:

«Ob Mann, ob Frau, ob Kind, sie haben in ihren letzten Stunden den Zynismus eines Feindes zu spüren bekommen, der durch seinen boshaften und heimtückischen Luftterror den grausamen Versuch unternimmt, die Kriegsmoral eines Volkes zu zerbrechen, das er mit Waffengewalt nicht bezwingen kann. Der Feind hat es uns selbst oft genug ins Gesicht geschrien, dass er uns, wenn wir schwach wären, einen Frieden auferlegen würde, demgegenüber der Krieg nur als wahre Wohltat empfunden werden kann. Gegen einen solchen niederträchtigen Versuch der Ausrottung des grössten und stolzesten Kulturvolkes der Erde erhebt sich in geschlossener Einheit die deutsche Nation, stark in Waffen, aber auch stark an Männer-Frauen- und Kinderherzen. Es wird einmal der Tag kommen, an dem wir sie rächen können und werden!»

Dr. Goebbels fuhr dann weiter fort: «Laut und allen vernehmbar will ich in dieser Stunde reden, dass niemand mich überhört. Ich stehe hier als Ankläger vor der Weltöffentlichkeit. Ich erhebe Anklage wider einen Feind, der sich mit seinem brut-

len Luftterror nichts anderes zum Ziele gesetzt hat, als eine wehrlose Zivilbevölkerung zu quälen und sie damit zum Verrat an ihrer nationalen Sache zu erpressen. Niemals kann ein solcher Versuch gelingen; aber ewig mit Schande bedecken wird sich mit dieser feigen Untat der nationale Ruf der Völker, deren Regierungen zu solchen verwerflichen und heimtückischen Mitteln der Kriegführung gegen Frauen, Greise und Kinder greifen.

Der Feind weiss ganz genau, dass die Schädigungen, die er uns in unserer Rüstungs- und Kriegsindustrie zufügen kann, nur von ganz relativem Wert sind. Darum geht es ihm auch gar nicht. Es geht ihm vor allem darum, die wehrlose Zivilbevölkerung zu quälen, den Tod in ihre Häuser und Wohnungen hineinzutragen und damit den Versuch zu machen, die deutsche Kriegsmoral zu brechen. Hier sieht er den letzten Ausweg seiner sonst ausweglosen Kriegführung. Zahlreiche hingemordete Frauen, Greise und Kinder zeugen wider die anglo-amerikanischen Plutokratien. Sie erheben mit mir Anklage gegen eine Kriegführung, die jeder Menschlichkeit hohnspricht.

## Luftterror — eine Erfindung unserer Gegner

Ungezählte zerstörte Schulen, Krankenhäuser, Kirchen und Kulturdenkmäler in den Luftkriegsgebieten erheben mit ihren Trümmerresten gleichsam wie anklagende Hände, um vor der Welt ihr Verdammungsurteil über eine Kriegführung auszusprechen, die sich solcher Verbrechen schuldig macht.

Es nutzt dem Feind gar nichts, wenn er heute nach der altbewährten Methode seiner jüdischen Hintermänner den Spieß umzudrehen und aus Anklägern Angeklagte zu machen versucht. Die Schuld am Luftkrieg gegen die zivile Bevölkerung liegt eindeutig bei den westlichen Plutokratien. Davon kann die feindliche Kriegführung sich niemals mehr reinwaschen. Im kranken Gehirn der plutokratischen Weltzerstörer ist diese Art des Luftterrors geboren worden. Der Führer hat nichts unversucht gelassen, den Krieg zu vermeiden und, wo er uns aufgezungen wurde, ihm wenigstens humane Formen zu geben. Vor allem England hat all diese Versuche in den Wind geschlagen. Vom Kindermord in Freiburg am 10. Mai 1940 bis zum heutigen Tage zeugt eine lange Kette von Leid und tiefster menschlicher Not in allen durch den britisch-amerikanischen Bombenkrieg heimgesuchten deutschen Städten wider England und USA

und ihre feigen und grausamen plutokratischen Führungsschichten.

Der Feind gibt seine Schuld auch in unbewachten Augenblicken offen zu. Er macht gar kein Hehl daraus, dass er sich mit seinem Luftkrieg zum Ziel gesetzt hat, den moralischen Widerstand des deutschen Volkes in der Heimat zu brechen. In zynischer Offenheit sagte kürzlich ein amtlicher Sprecher des englischen Rundfunks, man ertrappe sich immer wieder dabei, dass man sich freut, wenn Männer, Frauen und Kinder gezwungen werden, so schrecklich zu leiden. Einer direkten Aufforderung zum Mord an deutschen Frauen und Kindern

# Panzer-Grenadier-Division „Feldherrnhalle“

Ein Erlass des Führers — Ausdruck der engen Verbundenheit zwischen SA und Wehrmacht

Berlin, 22. Juni. Im Rahmen eines feierlichen Appells wurde der 60. Infanterie-Division (mot.) folgender Erlass des Führers bekanntgegeben:

«Ich verleihe in Anerkennung des hervorragenden Einsatzes meiner SA im Kampf für das Grossdeutsche Reich der 60. Infanterie-Division (mot.) mit dem Tage der Eingliederung des SA-Regiments „Feldherrnhalle“ den Namen

Panzer-Grenadier-Division „Feldherrnhalle“

Ich würdige damit zugleich den heldenhaften Kampf der bei Stalingrad gebliebenen Angehörigen der 60. Infanterie-Division (mot.) und bin gewiss, dass Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Grenadier-Division Feldherrnhalle, dem Vorbild ihrer Gefallenen getreu, alles daran setzen, um den Kampf für das Reiches Freiheit und Grösse zum siegreichen Ende zu führen.

Der Name „Feldherrnhalle“ geweiht durch den Tod von 16 nationalsozialistischen Kämp-

fernen, die als erste ihr Leben für den Führer hingaben, ist für die SA, wie für die ganze deutsche Nation zum Inbegriff aufopfernden Kampfes geworden.

Auf dem Reichsparteitag 1936 verlieh der Führer der SA-Wachstandarte den Ehrennamen „Feldherrnhalle“. Sie empfing damit zugleich den Auftrag, die kämpferische Gesinnung der SA zu pflegen und vorbildlich zu verkörpern. Am 12. Januar 1937 ernannte der Führer den Reichsmarschall Hermann Göring, den ersten Führer der SA, zum Chef der Standarte „Feldherrnhalle“, deren Freiwillige fortan in die harte Schule militärischer und weltanschaulicher Durchbildung genommen wurden.

Der Krieg brachte für die SA die Stunde der Bewährung. Zu Hunderttausenden, zum Sturmman bis zum Obergruppenführer, reihen sich ihre Männer in die Wehrmacht ein. Im Feldgrauen Rock kämpften sie seitdem an allen Fronten für Führer und Reich. Die SA und mit ihr die Standarte „Feldherrnhalle“ sind stolz auf die hohe Zahl von Tapferkeitsauszeichnungen an Soldaten, die aus ihren

Leid, das er bringt, etwas Veröhnliches an sich. In diesem Falle aber schreit er nach Vergeltung. Denn die Toten, deren Gedächtnis wir heute feierlich begehen, sind einem kalten, berechnenden Zynismus des Gegners zum Opfer gefallen.

Dieser Zynismus wird erst dann ein Ende finden, wenn er durch schmerzhaft, immer sich wiederholende Gegenschläge niedergeschlagen wird.

Das deutsche Volk gelobt durch meinen Mund unsere Toten, dass wir ihr Opfer in diesem Sinne verstehen und er deshalb auch nicht umsonst gewesen ist.

Es wird einmal die Stunde kommen, dass wir Terror durch Gegenterror brechen.

Der Feind häuft Gewalttät über Gewalttät und macht damit eine blutige Rechnung auf, die eines Tages beglichen werden muss. Ungezählte Arbeiter, Ingenieure und Konstrukteure sind am Werk, um diesen Tag beschleunigt herbeizuführen. Ich weiss, welche Gedanken alle Herzen erfüllen, wenn wir das Gedächtnis unserer Gefallenen des Luftkrieges in feierlicher Zeremonie begehen. In diese Herzen hat der Feind in den leid- und kummervollen Wochen, die hinter uns liegen, mit unverwischbaren Buchstaben ein Schuldbekenntnis hineingeschrieben, das ihm eines Tages als Gegenrechnung und Begründung für unser Handeln vorgelegt werden wird.

Bis dahin gebe der Bevölkerung dieser Gauen ihre nationalsozialistische Standfestigkeit die Kraft, Schweres und Schwerstes zu ertragen. Das ganze Volk schaut mit verhaltenem Atem ihrem Kampfe zu. Die Städte, die im Brand und auf ihren Trümmern ungeboren stehen, werden einen unverwelklichen Lorbeerkranz um ihre Waffen. Wenn an dem glücklichen Tage des Sieges, den wir nicht nur alle herbeisehen, für den wir vielmehr mit jeder Kraft kämpfen und arbeiten, über dem Reich die Glocken ihre ehernen Mäuler öffnen, dann werden auch auf den Brandruinen dieser zerstörten Strassen und Häuser die Fahnen unseres Reiches hochgehen; mehr als jede andere Provinz können dann Westen und Nordwesten des Reiches von sich sagen:

Der Krieg hat uns in die vorderste Reihe der kämpfenden Heimatfront gestellt. Bei uns hatte er in seiner grausamsten Gestalt Platz genommen. Nun haben wir auch als Erste das Recht, uns vor der Geschichte zu verneigen, um den Lorbeer des Sieges entgegenzunehmen.

# SÜDLICH DES ILMENSEE

## „Division Greif zwei Jahre im Osteinsatz“

Unter diesem Leitwort steht das besonders eindrucksvoll ausgestaltete Nachrichtenblatt der Greif-Division zum 22. Juni 1943. In kurzen, knappen Darstellungen wird ein Überblick gegeben, der vom ersten Kampftag bis zum heutigen Einsatz die Leistungen der kampfarbeiten mecklenburgisch-pommerschen Division umfasst.

## Zwei Grenadiere ...

Im Flusstal der R. ist es in dieser stockdunklen Nacht nicht geheimer. Die Grenadiere liegen auf einer schonungslos kahlen Uferweide. Kein Stern leuchtet, man kann die Hand vor den Augen nicht sehen. Den Posten ist es, als ob im jähem Schein der grünweissen Leuchtproben vom Ufer her schwarze Gestalten auf sie zückeren. — Sie lauschen mit allen Sinnen in dieses furchtbare Dunkel hinein. Plötzlich links ein unterdrückter Schrei, schleichende Geräusche, nicht weit! — Im Dunkel der Nacht sind die Sowjets durchgebrochen! Erst im Morgengrauen vermag der Kompaniechef die ganze Tragweite des Geschehenen zu übersehen. Ungefähr 100 Bolschewisten haben die sehr dünn besetzte Front durchbrochen. Schon stellt der Feind neue Kräfte bereit. Oberleutnant V. erkennt blitzartig die grosse Gefahr der Umfassung, die allen Verbänden bis zur Rollbahn hinaus droht, wenn sich der Feind mit den eingebrochenen Kräften vereinigt. V. sammelt die Melder zum Gegenstoss. Im rasenden MG- und Granatwerferfeuer stürmt er mit seinen wenigen Männern. Immer wieder reist er sie hoch, der Gegenstoss muss gelingen. —

Schwerste Opfer kostet dieser Sturm über die kahle Fläche, hin und her tobt der Kampf. Mit allen Waffen, mit Artillerie sämtlicher Kaliber, mit Batterien von schweren und schwersten Granatwerfern versucht der Feind, seinen durchgebrochenen Verbänden eine blutige Bresche zu erzwingen. Aber die Männer, die letzten der Kompanie, kraljen sich in den Boden und halten stand. Meter für Meter schieben sie sich im Laufe des Tages an die Einbruchsstelle heran, reiben einen Teil der Sowjets auf und drängen den Rest auf engeren Raum zusammen. Schon aber versinkt der Tag hinter den grün-schwarzen Wäldern.

Die Männer wissen, vor dem Dunkelwerden muss der Einbruch endgültig bereinigt sein, sonst ist alles verloren, sonst werden in dieser Nacht neue, stärkere Kräfte nachkommen und die schwache Abwehrlinie hoffnungslos überrennen. Zu Tode erschöpft sind die Männer, aber auch die Feinde. Sie haben hart gekämpft, und den Grenadiern das Letzte abverlangt; es besteht keine Aussicht, den Rest, etwa 20 Bolschewisten, noch vor der Dunkelheit aus den neugewonnenen Stellungen herauszuwerfen.

Da haben plötzlich zwei alte Ostkämpfer, der Obergefreite Kl. und der Gefreite Sch. die glänzende Idee ihres Lebens: sie werden zum Feind hinübergehen!... Schon sind sie aufgesprungen, offen und frei stehen sie im Gelände. Jeder kann sie mühelos abschiessen, 18 sowjetische Augenpaare starren misstrauisch auf die beiden Gestalten. Nun nehmen sie ihre Karabiner, jeder kann es deutlich sehen, und stellen sie auf die Erde. Jetzt gibt es!

«Los Willi», gibt Kl. das Zeichen. Und dann gehen die beiden, als gälte es, daheim, im Urlaub, einen Nachmittagsbummel durch das Städtchen zu machen, mit sieghafter Frechheit über die offene Fläche auf die sowjetischen Stellungen zu. — Die Kameraden halten den Atem an... wird es gelingen? — Noch schliessen die drüben nicht. «Wenn nur den Bengels nichts passiert», denkt der Oberleutnant. — Jetzt sind die beiden wahrhaftig schon in der Feindstellung! Die Grenadiere erleben in diesen Minuten ein tolles Husarenstück, wie es in der Divisionsgeschichte noch nicht verzeichnet steht.

Die beiden gehen auf den ersten Bolschewisten zu, halten ihm die Hand hin, der springt auf und schlägt ein! Nun sprechen sie und zeigen mit den Armen über die Stellung hin. Der Sowjetsoldat versteht. Er packt sein Gewehr, rammt es in den Boden und dann holen sie gemeinsam die anderen 17 Mann heran. Allgemeines Händeschütteln, und dann zieht ein seltsamer Zug der deutschen HKL entgegen: Zwei Grenadiere ohne Waffen führen 18 Bolschewisten. Kein Schuss fällt, es ist, als ob der Krieg selbst den Atem anhält. Zwei tapfere deutsche Grenadiere haben dem Schicksal ein Schnippchen geschlagen.

Beide tragen seitdem an ihrer zerschissenen Feldbluse das EK I. Ihre ungewöhnliche Tat aber wird in die Geschichte ihrer Division eingehen als ein Beispiel für die Wahrheit der Worte: «Dem deutschen Soldaten ist nichts unmöglich.»

Offz. Fritz Hain

## Rege Stosstrupptätigkeit im Osten

Bomben auf Einzelziele im Raum von London

Aus dem Führerhauptquartier, 19. Juni. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

An der Nordfront des Kuban-Brückenkopfes scheiterte ein Nachtangriff zweier feindlicher Brigaden. Die Sowjets erlitten schwere blutige Verluste.

Die Luftwaffe versenkte in der Wolgammündung wieder zwei Handelsschiffe von 3000 und 3000 BRT und beschädigte zwei weitere von mittlerer Grösse.

Im Seegebiet von Pantelleria trafen schnelle deutsche Kampfflugzeuge ein Transportschiff und ein kleines Kriegsfahrzeug mit schweren Bomben.

Bei bewaffneter Aufklärung über dem Atlantik wurde ein feindlicher Frachter schwer beschädigt.

Der Feind verlor gestern im Mittelmeerraum 28 Flugzeuge. Ein deutsches Jagdflugzeug kehrte nicht zurück.

Bei dem Luftangriff in der Nacht zum 18. Juni gegen den algerischen Hafen Djidjelli wurden, wie nunmehr festgestellt werden konnte, ein Transporter von 6000 BRT vernichtet und zwei weitere Schiffe beschädigt.

Der OKW-Bericht vom Sonntag:

Aus dem Führerhauptquartier, 20. Juni. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Örtliche Vorstösse der Sowjets am Ku-

## Das sind ja reizende Zustände!

USA-Offiziere verbreiten die Geschlechtskrankheiten in England

Genf, 21. Juni. Die Geschlechtskrankheiten greifen in England derart um sich, dass sich jetzt, wie die Zeitung „Daily Mirror“ berichtet, die USA-Militärbehörde in England zu einer schärferen Bekämpfung der Seuche gezwungen sehe. Es seien gerade die USA-Truppen, und zwar in erster Linie ihre hohen Offiziere, die sich in den Londoner Lasterhöhlen umhertreiben und die dadurch zur Verbreitung der Geschlechtskrankheiten beitragen. Die englische Polizei tue alles, was in ihrer Macht liege, um das Unwesen der Prostitution auszurotten, doch weigerten sich die USA-Offiziere, bei der gerichtlichen Verfolgung der Prostituierten Zeugen auszusagen zu machen. Kürzlich habe sich die USA-Militärbehörde darüber beschwert, dass ihre Offiziere in einem Londoner Freudenhaus ausgeraubt wurden.

Englische Detektive hätten sofort die Arbeit aufgenommen und verschiedene Mädchen verhaftet. Die USA-Offiziere seien aber nicht bereit gewesen, ihre Namen der Polizei mitzuteilen. Oft kämen den Nordamerikanern bei ihren „Vergnügungstouren“ auch wichtige Papiere abhanden. Untersuchte die englische Polizei aber die Angelegenheit, dann werde sie darauf aufmerksam gemacht, dass ein „bekannter Name“ auf dem Spiel stehe, der als Zeuge nicht genannt werden dürfe. Der Betreffende sei auch nicht bereit, als Zeuge auszusagen.

Die Wurzel des Übels liege darin, so meint „Daily Mirror“ weiter, dass der USA-Soldat viel zu viel Geld in der Tasche habe. Das Geld locke die Prostituierten. Zudem sei der USA-Soldat unternehmungslustiger als der Engländer. Seitdem die USA-Truppen im Lande seien, habe sich auf dem Gebiet der Unzucht in London noch ein neuer Ubelstand ergeben. Man sehe jetzt oft junge Mädchen aus gutem Hause neben Arbeiterinnen aus den Vorstädten in den Hallen der ersten Londoner Westend-Hotels sitzen, wo sie darauf warten, dass ein USA-Offizier ein Auge auf sie werfe. Diese jungen Mädchen seien es dann, die die Geschlechtskrankheiten in die Bevölkerung hineintrügen. Kürzlich habe man bei einer Polizeirazzia zur grossen Überraschung feststellen müssen, dass nicht weniger als 30 v. H. der in der Halle eines Westend-Hotels sitzenden jungen Mädchen geschlechtskrank waren.

## Wachsende Frauenkriminalität in England

Genf, 21. Juni. In einem Artikel beklagt sich die Londoner „Daily Mail“ über die stark zunehmende Frauenkriminalität. Mehr englische Frauen als früher verübten heute Verbrechen, so schreibt das Blatt. Nach den Feststellungen der britischen Polizei seien es fast ausschliesslich Frauen, die in letzter Zeit Diebstähle und Einbrüche in Privathäusern begingen. Die polizeilichen Feststellungen ergäben in der Regel, dass in erster Linie Juwelen, Unterwäsche und Pelze gestohlen würden. Die eigentliche Ursache dieser neuen Verbrechensquelle sei wahrscheinlich die scharfe Rationierung, die es vielen Frauen nicht mehr erlaube, sich auf normale Weise das zu beschaffen, was sie brauchten. Es gäbe sogar weibliche Verbrecherbanden, die sich zur Durchführung von Einbruchs-diebstählen bildeten.

Reihen hervorgegangen sind. Zwei Männer der SA erhielten das Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern, 15 das Eichenlaub, 192 das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Ruhmvoll kämpften Männer der Standarte „Feldherrnhalle“ als Kern der Fallschirmjäger- und Luftlandtruppen bei der Erstürmung der Forts Eben-Emael, in Rotterdam und auf Kreta, sowie als Sturmabteilung „Feldherrnhalle“ im Verband eines Infanterie-Regiments beim Durchbruch die Maginot-Linie und im Osten. In den schweren Abwehrkämpfen des Winters 1941/42 am Wolchow erwarb sich eine ihrer Kompanie, die bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone dem bolschewistischen Ansturm standhalten hatte, bei ihren Kameraden den Ehrennamen „Horst-Wessel“-Kompanie.

Der Fronteinsatz der SA wurde durch den Führer zum ersten Mal am 9. August 1942 dadurch besonders gewürdigt, dass er das Infanterie-Regiment 271, in dessen Reihen das Bataillon „Feldherrnhalle“ kämpfte, zum Grenadier-Regiment „Feldherrnhalle“ erhob. Ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Regiments „Feldherrnhalle“ beginnt nunmehr durch eine Eingliederung in die 60. Infanterie-Division. Diese Division ging aus der in Danzig aufgestellten Brigade „Eberhard“ hervor, in der ebenfalls freiwillige SA-Männer dienten. Die Brigade war an der Verteidigung Danzigs und der Einnahme Gotenhafens hervorragend beteiligt. Im Westen stürmte die zur Division verstärkte Brigade Befestigungswerke in den mittleren Vogezen, und im Balkan-Feldzug drang sie als Spitze eines Armeekorps bis Pristina vor. Im Krieg gegen die Sowjetunion reichte sie in ungestümem Angriff im Süden der Ostfront Sieg er Sieg, stürmte Rostow, durchstieß nach der Kesselschlacht bei Charkow im Mai 1942 den grossen Donbogen, überschritt den Don und bildete dann gemeinsam mit anderen Divisionen den Sperrriegel zwischen Don und Wolga nördlich Stalingrad. In dem Heldenkampf der 6. Armee hefteten auch die Regimenter der 60. Infanterie-Division (mot.) unvergänglichen Ruhm an ihre Fahnen.

Neuaufgestellt trägt die Division jetzt nach dem Willen des Führers den Namen Panzer-Division „Feldherrnhalle“. Die enge Verbundenheit zwischen der SA und der Wehrmacht findet damit besonders sinnfällig ihren Ausdruck. Freiwillige aus den Reihen der SA werden vorwiegend in den Regimenter der Division den grauen Rock tragen. Sie werden im Geiste jener Nationalsozialisten, die vor 20 Jahren vor der Feldherrnhalle für Deutschlands Zukunft in den Tod gingen, und ihren Kameraden, die sich bei Stalingrad dem Bolschewismus entgegenwarfen, im Kampf für Deutschlands Grösse und Freiheit immer in vorderster Linie stehen, bis der Sieg errungen ist.

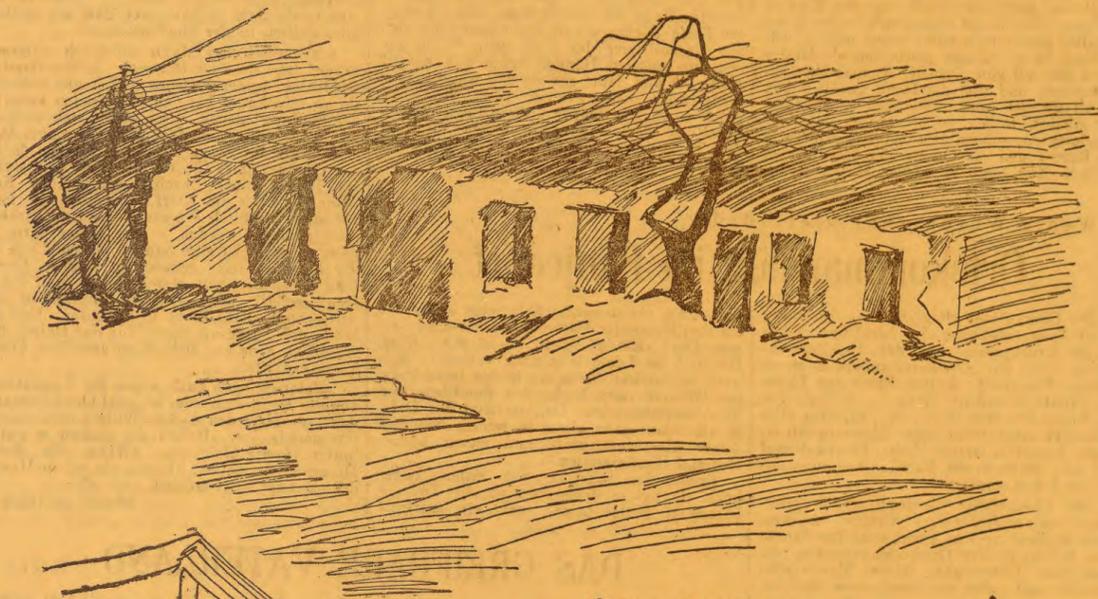
## Das Ritterkreuz verliehen

Berlin, 21. Juni. Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an: Generalmajor Joseph Schmid, Kommandeur einer Kampfgruppe; Oberst Hermann von Wedel, Kommandeur eines Grenadier-Regiments; Major Heinrich Kiesling, Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment; Major Volkhard Eitner, Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment; Hauptmann Heinrich Klein, Staffelführer in einem Kampfgeschwader; Hauptmann Lütje, Staffelführer in einem Nachtjagdschwader; Oberleutnant Johann Rab, Kompaniechef in einem Panzer-Pionier-Bataillon. Feldwebel Josef Heinrichs, Zugführer in einem Grenadier-Regiment.

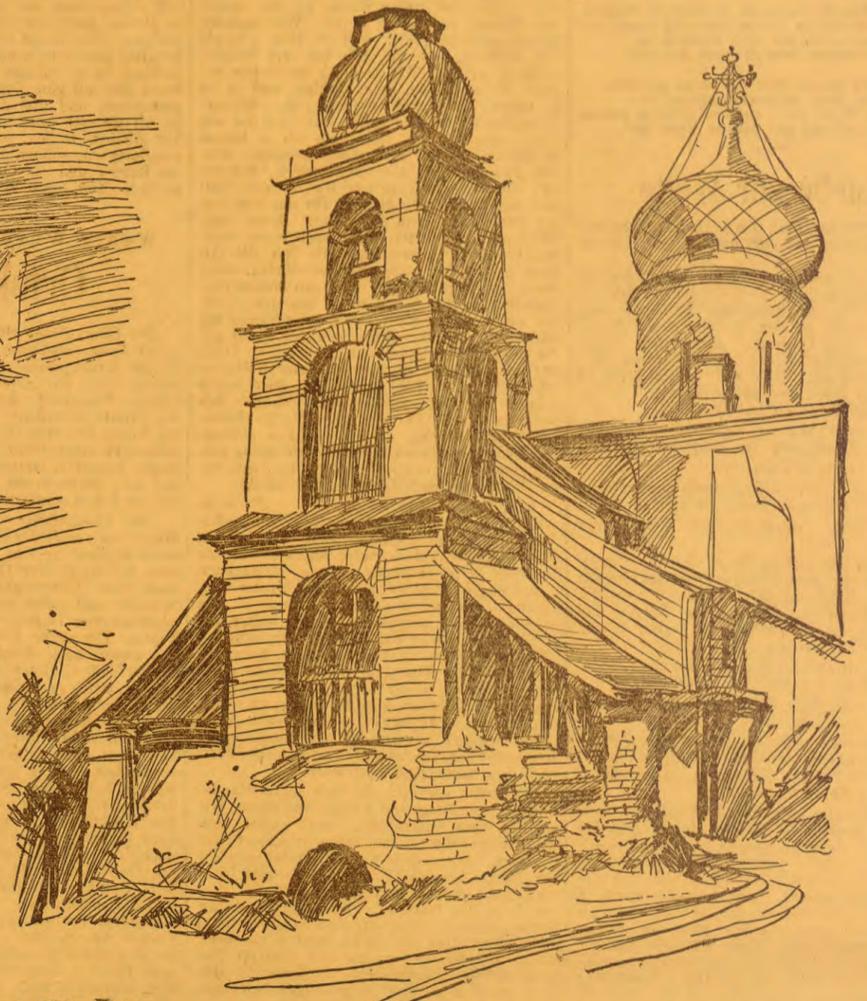
Herausgeber: Propaganda-Kompanie, Feldpostnummer 17007  
Hauptschreiber: SdJ, (Z) Uwe Sass  
Einsendungen sind zu richten an die Fpnr. 17007  
Erscheinungsweise: sechsmal wöchentlich

# Unterwegs ...

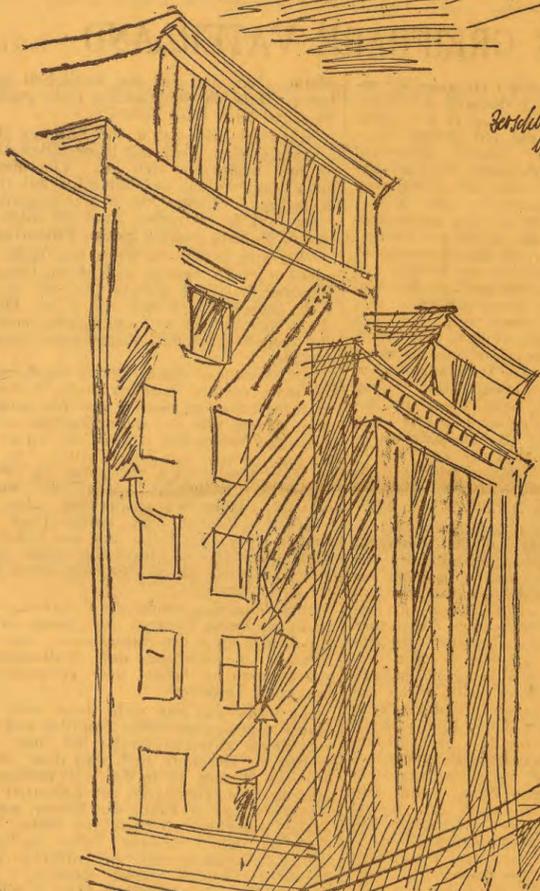
## KREUZ UND QUER DURCH RUSSLAND



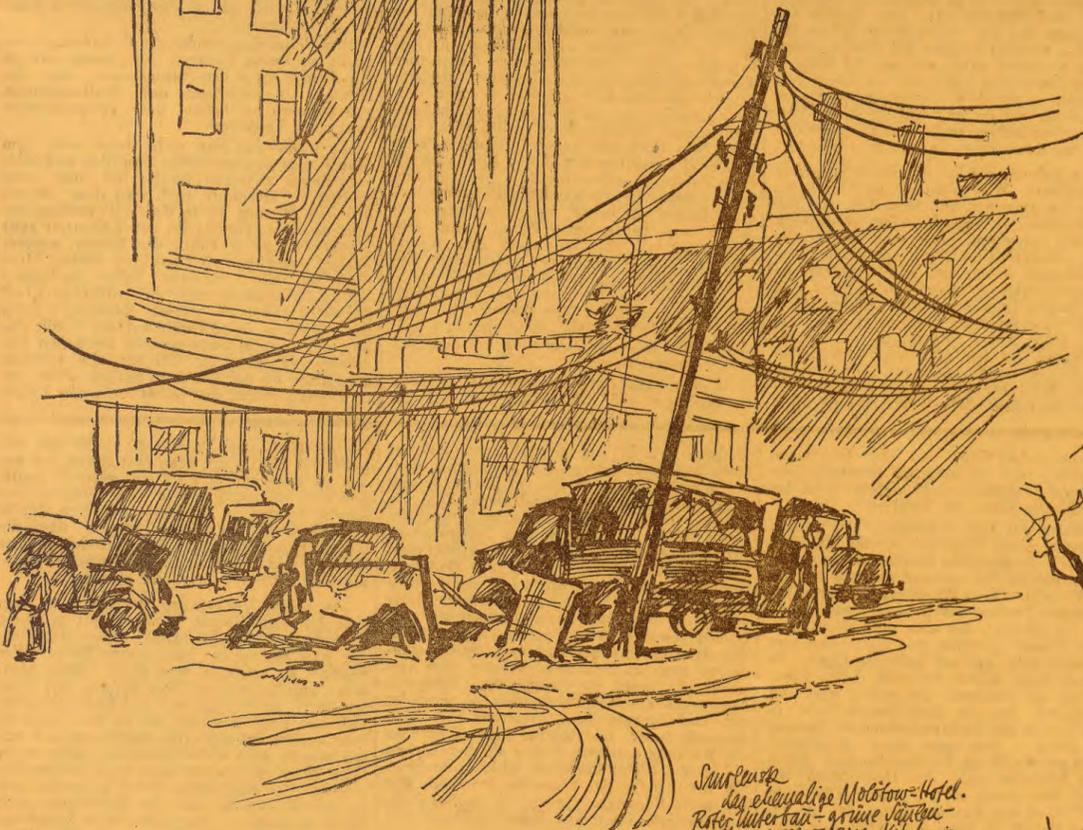
Düfepetrovsk  
Zerschossene Häuser an einem Eisenbahnknotenpunkt.  
Wie ein Erdbeben ist Schicksal über  
die Trümmer gebracht...



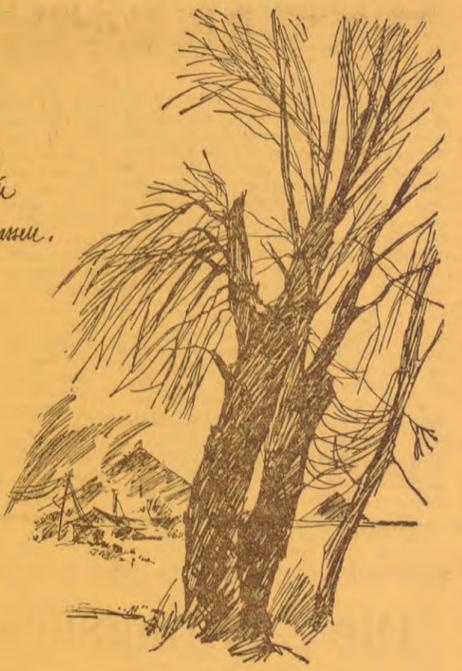
Alte Kirche in Pleskau,  
eine der vielen Kirchen  
dieser Stadt. D. ist das Tor nach Nordrussland,  
wie Stadt, die einstörtig sagt: Hier beginnt Rußland!



Auf der Fahrt nach  
Stalino, im ukrainischen  
Zuckergebiet  
Schuttberge, graue Häusermauern,  
- Müst...



Sankt Petersburg  
das ehemalige Molotow-Hotel.  
Roter Unterbau - graue Säulen -  
gelber Aufbau - Gips - Kacheln -  
kläglich verfallende Anwesenheit...



... südostwärts des Neuensee ...  
Eine der zerstörten Kirchen Staraja-Russas. Nicht ein einziges  
Haus dieser vielumkämpften Stadt ist ohne schwere Treffer.  
Sie gleicht einem Friedhof - alles Leben erstarrt -  
schwarz, verkollet regnen kann die umge-  
brannte nicht als Feind...



Einstellige, vorüberliche Refektorien...

M. S. ...

Vergesst es nie!

VON MATTHÄUS SPORER

Vergesst es nie, für was wir angetreten und warum wir das blanke Schwert enthielten...

So machten wir uns still bereit zum Sturme und zogen furchtlos in die grosse Schlacht.

Vergesst es nie, wie viele von uns fielen und wie das junge Auge ihnen brach...

Vergesst das nie, wenn ihr in bitteren Stunden vielleicht einmal an feigem Kleintum krankt...

Wir werden steigen, weil wir daran glauben, und wissen, dass es unser Schicksal ist!

Liebe zur Weite

Der Urlauber hielt das junge Mädchen mit beiden Händen vor sich und sah sie lachend an.

«Im Wartheland sah ich mit Vergnügen die ersten Kätzchen an den Weiden», sagte er.

«Wie lange bist du eigentlich unterwegs gewesen, Uli?» fragte das Mädchen Rose.

«Gute vierzehn Tage...»

«Und in Russland liegt noch immer alles in Eis und Schnee?» fragte sie schaudernd.

«Er nickte. «Eine endlose Ebene von Schnee.»

Sie fuhr ihm mit der Hand über die Wange. «Es muss ja eine abscheuliche Landschaft dort sein, kahl und ödel...»

«Zug sie sacht neben sich auf die Gartenbank, auf der warme Märzsonne lag.»

«Sage mal, Rose, liebst du eine Landschaft nur, weil sie schön ist?»

Das Mädchen sah ihn einen Augenblick erstaunt an, dachte nach und erwiderte darauf: «Natürlich! Schönes liebt man, nicht Schönes liebt man ab, nicht wahr?»

Er schüttelte langsam den Kopf: «So habe ich auch gedacht — bis vor einiger Zeit. Du weisst, ich bin Beamtensohn und Vater wurde alle vier bis sechs Jahre in eine andere Ecke des Reichs versetzt...»

«Du willst doch nicht sagen, dass du gern dort im Osten bist?»

«Ja, Rose, gerade das wollte ich eigentlich sagen. Es fällt mir nur schwer, dir das begrifflich zu machen...»

«Versuche es doch mal», ermunterte sie ihn. «Nun, wenn du weiter nach Osten kommst, hinter der Provinz Brandenburg bis hinein ins Wartheland, da breitet sich die Erde doppelt so weit vor dich hin und der Himmel ist doppelt so hoch...»

«Ich würde mich nicht unglücklich fühlen, wenn ich eines nicht entbehren muss...»

«Und das ist?» fragte er eifrig.

«Dich!» rief sie.

EVA SCHAUWECKER

Erzählung von Hans J. Toll

Ein kleiner Strauss Heide

Viel gibt es zu erzählen aus dieser Zeit, deren Tage erfüllt sind von grossem Geschehen, von freudigem Mut und todesbereitem Heldentum.

Zu den Frauen, die im Lazarett um uns waren, sagten wir Schwester Gertrud, Schwester Anna und wie sie alle heissen. Eine war unter ihnen, zu der sagten wir Mutter — Mutter Berta.

«Jungens», sagte sie zu uns und hatte selbst drei Jungen draussen im Felde und den Mann dazu, der als Militärarzt dabei war.

Sie selbst erzählte uns von ihren Mannsbildern, von ihren drei Jungen vor allem. Wir wussten ihre Namen, und wenn einmal von dem einen längere Zeit keine Feldpost gekommen war, fragten wir Mutter Berta: «Hat der Walter heute geschrieben?»

Einmal war es der Walter, der lange nicht geschrieben hatte, der Jüngste von den dreien. Tage vergingen, Wochen, es kam kein Brief von ihm, wir mochten schon nicht mehr fragen.

Der Offizier aber, der Mutter Berta hatte sprechen wollen, hat ihr die Nachricht gebracht, dass Walter gefallen war. Der Chefarzt hat sie gefragt, ob sie einige Tage vom Lazarettdienst frei haben wolle, aber sie hat nein gesagt.

Das war ein kleiner Strauss Heide, das war aus dem Strauss, den der Offizier mitgebracht hatte, und den Strauss hatten Kameraden auf Walters Grab gepflanzt.

Am selben Tage ist abends noch ein Transport Verwundeter gekommen. Die meisten waren nur leicht verwundet, aber einer ist darunter gewesen, ein Unteroffizier, noch ganz jung, den hatte es schwer getroffen.

Er stöhnte in quälenden Fieberschauern und fand keine Ruhe, bis Mutter Berta sich zu ihm ans Bett setzte. Zuerst hat er auch da noch gestöhnt, sich hin- und hergeworfen und sich aufgebäumt und im Umsichschlagen hat er Mutter Berta die Heide von der Schürze gerissen.

Wenig Würde, sehr viel Bürde:

Ortskommandant im Panjedorf

Der Obergreifreite Heinrich wird von vielen seiner Kompaniekameraden beneidet. «Einen feinen Druckposten hat der Heinrich erwischt, er ist jetzt Ortskommandant in einem kleinen Panjedorf, wenige Kilometer hinter der Front, geworden! Feine Sache das! Wie ein König der erste Mann im Ort, dem alles gehorchen muss, sein eigener Herr sein mit eigener Dienststellung, kein Kompaniechef und kein Spieß in der Nähe — was muss das für ein Leben sein!»

Der Obergreifreite Heinrich würde allerdings ein merkwürdiges Gesicht machen, wenn er diese Ansicht hörte; denn der Traum von Königtum des Ortskommandanten, der über die Untertanen seines Panjedorfes herrscht und dabei ein geruhames und beindruckendes Dasein führt, ist eben nur ein Traum.

Diese Anschauung hat sich ihnen jahrelang eingehämmert. Wie sollen sie da von heute auf morgen umlernen und begreifen, dass das unter deutscher Herrschaft anders ist, dass die Deutschen erwarten, dass man selbständig fleissig arbeitet? Und überhaupt dieser Ortskommandant, — was der alles verlangt! Er will immer alles ordentlich aufgeräumt und sauber haben. Unordnung und Schlamperie — wenn er die sieht, dann fängt er an zu toben. Er geht jeden Abend mit Sorgen und heimlichen Bangen vor dem nächsten Tag schlafen. Dabei hat er es ja noch gut. Er braucht keinerlei Befürchtungen wegen etwaiger Gewaltakte zu haben. Seine Leute sind friedlich

Hand gefühlt und ihre Stimme gehört hat, ist er aufs neue still geworden. «Mutter», hat er dann geflüstert, und es war, als sei ein kleines Lächeln über seinen zuckenden Mund gegangen. So hat Mutter Berta Stunde um Stunde am Bett des todwunden Unteroffiziers gewacht und ist nicht von ihm gegangen.

Da sind Mutter Berta zwei grosse, schwere Tränen aus den müden, matten Augen gelaufen. «Was können wir denn sonst tun, wir Mütter», hat sie gesagt und hat gelächelt, weh und glücklich — nur Mütter können so lächeln. Wenn ich zurückdenke sehe ich Mutter Berta wieder, wie sie dem schlafenden kleinen Unteroffizier das Strüsslein Heide aus den nun gelösten Händen nahm und darauf niedersah und dann, ehe sie sich wandte, dem Schlafenden noch einmal über die Stirn strich — diesem jungen Unteroffizier, dessen Leben sie dem Tode abgewonnen hatte an dem Tage, da sie den Tod des eigenen Sohnes erfahren hatte.

und ruhig. Aber wenige Kilometer weiter, wo ein ihm bekannter Unteroffizier einsam in einem Dorf «König» spielt, da ist das anders. Da sind die Leute teils noch verhetzt, teils noch terrorisiert durch die in den benachbarten Wäldern noch hockenden Banditen- und Versprengtenbanden. Und da sitzt der Ortskommandant ganz allein in seinem Nest mit seiner Maschinenpistole und einem halben Dutzend Handgranaten.

Erschrocken fährt er von seinem Lager hoch, da hat es doch eben an die Tür gehämmert? Mitten in der Nacht, ein Überfall?

DAS GREIFBARE VATERLAND

Nachdem wir in unserer einsamen Unterkunft der eigentlichen Bedeutung des Sonntags still gedacht hatten, ging es mit soldatischer Tapferkeit an das mit grosser Sorgfalt bereite Festessen. Jawohl, Festessen! Kamerad Willi, der schneidige Friseur aus Bochum, feierte doch seinen 40. Geburtstag.

Da hatte es auf einmal unseren Kameraden Fritz, den Erbhofbauer von der Weser gepackt. Er ging an seinen Spind und holte das Paket noch einmal heraus, das ihm vor einigen Tagen sein treues Weib geschickt hatte. Von der Flasche «Doppelkorn», die neben den wollenen Strümpfen, der Wurst, dem Tabak und dem neuesten Lesestoff gut eingepackt gewesen war, hatte er uns den kameradschaftlichen Anteil ja bereits zukommen lassen. Etwas anderes wollte er uns zeigen. Sein 15jähriger Junge Meinolf hatte einen Brief beigeigt mit einem Bild, und die Freude darüber sollten wir doch jetzt mit ihm teilen. Herrgott je, das war sein Bub mit den beiden Pferden am Pflug! Ja, das war sein Acker, sein Junge, seine Pferde und sein Pflug; das war die Heimat an der Weser! Und der Meinolf hatte dazu geschrieben. Ein bisschen krumm und schief standen die Buchstaben nebeneinander. Aber wenn man den ganzen Tag geackert hat, und es war auch schon etwas kühl dabei, da schreibt es sich nicht mehr so exakt, wie man es auf der Schule gelernt hatte.

«Lieber Vater!» stand in dem Brief. «Schau das Bild gut an! Den Acker habe ich gepflügt. Wir sind mit der Feldarbeit soweit fertig. Hab ich die Furchen recht gezogen? Es grüsst Dich Dein Meinolf!»

— Gott sei Dank, deutsche Stimmen! Erleichtert atmet Heinrich auf. Aber eine reine Freude ist das auch nicht, was jetzt kommt. Draussen steht ein Major. Er ist ausgerechnet mitten in Heinrichs Dorf mit seinem Wagen liegen geblieben, Federbruch! In dem grossen Loch der Dorfstrasse, das Heinrich morgen ausbessern lassen wollte. Und nun hat der Major natürlich eine Mordswut, und der Ortskommandant Heinrich muss sich erst einmal ganz gehörig die Meinung sagen lassen, dass in seinem Nest die Strassen am saumässigsten im ganzen Armeebereich seien, und dass er damit rechnen könne, dass... Und natürlich muss er jetzt mitten in der Nacht für den Major und seine drei Begleiter noch Quartier beschaffen und möglichst noch etwas Warmes zum Trinken und Wasser zum Waschen. Und wo die nächste Werkstätte ist, die den Federbruch beseitigen kann... Und es ist eine verdammt Schlampererei, dass ein solches Loch mitten in der Dorfstrasse sei...

Als endlich der Major glücklich untergebracht ist, da sitzt Heinrich leicht verstört wieder auf seiner Pritsche und denkt wehmütig an sein Lager bei den Kameraden vor in der Stellung zurück. Und als er sich endlich wieder niederlegt, da fällt ihm mit einem Mal schwer auf die Seele, dass er ja morgen dafür sorgen muss, dass für vierzig Mann und sechzig Pferde einer durchmarschierenden Kolonne Quartier im Dorf vorhanden ist und vor allem reichlich Wasser. — Und die Strasse muss gemacht werden, — der Major hatte ja ganz recht, es ist eine Sauerei, so ein Loch in der Strasse, und gerade in seinem Dorf. Und — richtig, seit gestern ist ja sein Feldsprechersprecher, sein wichtiges Bindeglied zur Aussenwelt, nicht mehr in Ordnung. Und so häuft sich Sorge um Sorge auf das Haupt des einsamen, ganz auf sich selbst gestellten Ortskommandanten.

«Heinrich hat's gut!» sagen die Kameraden von der Kompanie, «der ist jetzt Ortskommandant, markiert den dicken Willen und regiert nur noch!» — «Haben die andern es gut!» seufzt König Heinrich. «Wenn die ihren Dienst fertig haben, können sie an zu Hause denken oder Skat spielen, und ich...»

ERNST GEHRKE

Kamerad Fritz nahm das Bild zur Hand, schaute es eine Weile mit leuchtenden Augen an und nickte vor sich hin. «Ja, Meinolf, mein Stammhalter, der hat seine Arbeit gut gemacht, die Furchen hat er schuurgerade gezogen, auf den Burschen kann ich mich verlassen, der wird mal ein rechter Erbhofbauer.»

Wir alle hatten die Feier von Willis Geburtstag ganz vergessen und hörten gespannt, was uns Fritz von seinem Erbhof, seinem Vieh, seinem Acker und vor allen Dingen von seinem prächtigen Familienleben erzählte, das «gerade jetzt die Feuerprobe bestehen würde».

Wir waren an einem Thema angekommen, das jeden von uns innerlich anrührte und wo zu jeder etwas zu sagen hatte. Wir sprachen auch davon, wie das Zukunftsglück unseres deutschen Volkes von seinen Familien abhängt sei, und dass dem Lebenswillen, dem Willen zum Kinde, noch viel mehr die tiefsten seelischen Kraftquellen erschlossen werden müssten. Jeder von uns erlebte dabei das Glück des Mannes, dem durch Frau und Kinder, durch die Liebe und das Gebet der Heimat immer von neuem die innere Stärke vermittelt wird, um die Strapazen dieses Krieges zu meistern.

Um dann aber wieder die Geburtstagsfeier zu ihrem Recht kommen zu lassen, sangen wir Lieder «Aus der Jugendzeit», von der Heimat, von Vaterhaus und Muttersprache, von unserem herrlichen und gottgesegneten deutschen Vaterland.

Es wollte uns nun nicht mehr aus dem Sinn kommen, dass unsere Familien und alles was damit zusammenhängt, für uns «das greifbare Vaterland» sind, und dass wir als deutsche Männer die in der Welt hochgeehrte deutsche Treue jetzt zur Kriegszeit ganz besonders unserer Frau, der Mutter, unserer Kinder gegenüber zu bewähren hätten. Muss doch von daher unserm Volke in dieser schicksalsvollen Stunde die sittliche Kraft kommen. Deshalb schrieb Kamerad Jupp dann auch in Rundschrift auf ein Stück Papier den Spruch eines grossen deutschen Familienpädagogen, um ihn für alle sichtbar als Parole an die Wand zu heften: «Wer seine Familie verrät, der verrät auch das Volk!»

einem herzlichen Gruss an den feldgrauen Kameraden die vollständige Anschrift der Verlorengebliebenen — nicht anders als sei das die einfachste Sache der Welt!

Theodor war wie verwandelt. Der Gedanke, dass es einen Menschen für ihn gab, mit ihm durch die innigsten Bande der Blutes verbunden, belebte ihn neu und gab ihm ein anderes Gesicht. Diese Wandlung schenkte ihm das heitere Lachen des Knaben, das er vielleicht nie gekannt, das aber noch ungetan in seinem Innern geschlummert hatte und nun hervorsprudelte wie ein befreiter Quell. Es war nun keine leichte Aufgabe, diesen Freudestrom zu dämmen, ein wenig nur, und doch genug, um die empfindsame Seele in ihrem Glück vor Enttäuschungen zu bewahren. Denn — wer war diese Schwester? Wusste sie von ihrem Zwillingenbruder? Hatte sie im Anlande auch ihr Deutschland bewahrt? Wie stand sie zur neuen Zeit, zum Krieg? Und wie war der Mann, den sie geheiratet hatte? Es hätte ja möglich sein können, dass dieser, ein Ausländer, nichts von einem Schwager wissen wollte, der im deutschen Heer seine Pflicht tat. Mütter vermögen viele Gefahren auf einmal zu überblicken, und so erfüllten diese Fragen die Frau mit Sorge, aber auch mit dem festen Entschluss, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Man möchte wohl ein wenig darüber nachdenken, was sie bewog, sich mit heiligem Eifer einer Aufgabe anzunehmen, die ihr nicht nur die mütterliche Stimme in ihrer Brust gebot, sondern auch der Ruf einer Zeit, die mit dem Herzen und dem Gewissen verstanden werden muss.

Inzwischen ging Theodors Urlaub zu Ende, und zum Abschied ermöglichte sie ihm noch einige Tage Erholung in einem ländlichen Gasthof auf der Höhe. Unter Menschen sollte der junge Soldat die gewonnene Sicherheit stärken, und die gute Wendung seines Schicksals sollte ihm die Augen öffnen für die Schönheit einer Heimat, die ihm neu geschenkt war, weil eine Mutter es so wollte. Nicht nur liebevoll, sondern auch feste und zuverlässige Hände, Mutterhände eben, hatten das Geschick des Soldaten Theodor in ihre Obhut genommen. So gingen denn bald Briefe mit gütigen und klugen Worten in die Fremde, den Geschwistern den Weg zueinander zu bahnen nach langen Trennungsjahren. Un-

fassbare tiefe Freude antwortete auf die unerwartete Nachricht von dem gefundenen Bruder, warmer Dank aus jungem Herzen sprach in schlichten Worten zu der Unbekannten, ein kurzer Bericht erzählte von harter Notzeit der Elternlosen, die in schwerem Lebenskampf sich behauptet hatte bis zu einer glücklichen Ehe. Ein Bild lag dabei, ein ernstes Mädchen-gesicht, dem Bruder ähnlich, und doch schien es, als sei die Schwester aus härterem Holz geschnitten. Sie hatte einen Deutschen zum Gatten gewählt. Alle sorgenden Fragen fanden dadurch ihre beste Lösung. Briefe wanderten nun hin und her zwischen den Geschwistern, wohl die seltsamsten Feldpostbriefe, die geschrieben wurden — einander nah und dennoch fern, vertraut und sich dennoch fremd. Da sie aber ihren Weg über ein Mutterherz gingen, trugen sie das Zeichen der Liebe. Kleine Päckchen schickte die Frau mit den Briefen der Schwester ins Feld. Wie viel zarte Fürsorge, wie viel liebevolles Fühlen wanderte damit von Hand zu Hand, von Herz zu Herz.

Als der Soldat Theodor zum zweiten Male auf Urlaub kam, wollte es jedoch noch immer nicht glücken, dass sich die Geschwister sahen. Aber der Urlauber zeigte der Gastgeberin stolz eine grosse Doppelphotographie, die er von seinem und der Schwester Bild hatte anfertigen lassen. «Das hat meinen Kameraden gefallen», meinte er und sah strahlend zu ihr auf. Die Frau lächelte, und ihre Gedanken gingen zurück zu dem ersten Eindruck, den er ihr damals gemacht hatte. Welcher Unterschied! Aus einem unfreien, unfrohen Menschen war ein sicherer, lebensstüchtiger Mann geworden. Sie konnte sich gut vorstellen, dass er wohl nun auch als Soldat Besseres noch leisten würde, und das war ihr, der Soldatenmutter, eine besondere Freude. Mit dem Bild der Schwester und dem frohen Wissen um ihr Dasein stand er als ein anderer vor ihr. Das Gefühl des Verlassenseins war verschwunden, was ihn als Leid bedrückt hatte, abwärts stehen zu müssen, wenn die Kameraden Briefe und Päckchen von daheim bekamen, war ihm genommen. O, er ging jetzt niemals leer aus, wenn die Feldpost eintraf, für ihn gab es jetzt einen Menschen, der zu ihm gehörte: seine Schwester!

Es kam der dritte Urlaub, kurz vor seinem

Einsatz im Osten. Da war es, als ob sich alle helfenden Kräfte der Frau sammelten, um das Ziel zu erreichen, das sie sich gesteckt hatte, und alle helfenden Kräfte einer gütigen Vorsehung traten ihr zur Seite. Endlich durfte die Schwester zu kurzem Besuch über die Grenze kommen; nicht zuletzt durch ihre gute Haltung und Mitarbeit in der deutschen Kolonie wurde ihr die Erlaubnis erteilt.

An einem leuchtenden Herbsttag, an dem sich die alten Bäume im Park mit goldenen Blättern geschmückt hatten, sahen sich Bruder und Schwester zum ersten Male! Wer vermug zu erfassen, was diese beiden Menschen empfanden, und wer vermug mit Worten daran zu rühren, was das Herz der mütterlichen Frau bewegte, als sie die Geschwister beieinander sah! «Ich wollte, du und ich, wir wären auch dabei gewesen» heisst es in alten Märcen, wenn eine wundersame Geschichte ihr glückliches Ende gefunden hat. Ja, ich wollte, du und ich, wir wären auch dabei gewesen, — damit ist alles ungeschlossen: alle Tränen der Freude, alle Erschütterungen der Herzen, alles Mitleben mit dem seltsamen Los dieser beiden Menschen, die zueinander kamen, weil eine Mutter ihr Herz in die Waagschale ihres Schicksals legte...

Der Soldat Theodor B. fiel im Osten für die Heimat. In einem kleinen Notizbuch, das er wohl immer bei sich getragen hatte, fand man sorgsam vermerkt die Aufzeichnungen aller Briefe der Schwester und aller Briefe der Frau, aus deren Händen er sie erhalten hatte. — Seite um Seite, Tag und Namen, ihre beiden Namen! Ein neues Leben sprach aus diesen Aufzeichnungen, die ihm wert gewesen sein mussten, sie festzuhalten zwischen Kampf und Tod. Ein neues Leben, das er hingab, weil er ja eine Heimat zu verteidigen hatte!

Ihr müsst nicht traurig sein über dieses Ende, denn auch damit ist alles ungeschlossen: aller Sinn des Soldatentodes, aller Wert des Opfers, — aber auch alle Hingabe einer Mutter an eine Aufgabe, deren Grösse erst sichtbar wird, wenn ihre Verantwortung erkannt ist. So gebührt der Dank der Heimat nicht nur den Söhnen, die für sie sterben, sondern auch den Müttern, die für sie leben!

SUSI MEISEL

Einer wahren Begebenheit aus diesem Krieg nacherzählt

Die Zwillingsgeschwister

Dies ist die Geschichte des Soldaten Theodor B., wundersam genug, erzählt zu werden, so wie sie sich zugetragen hat:

Der Soldat Theodor B. erhielt eines Tages die Nachricht, seinen Urlaub in einer kleinen Stadt Südwestdeutschlands verbringen zu dürfen. Er war Weise, niemand gab es auf der Welt, der ihn daheim erwartete, und so traf ihn diese Nachricht mit Verwunderung und Zweifel. Man erklärte ihm, dass er durch die Adolf-Hitler-Freiplatzspende zu diesem Aufenthalt gekommen sei. Das bedeutete, eine Familie habe sich bereit erklärt, einen ertotenlosen Soldaten aufzunehmen und ihm Heimat und Elternhaus im Urlaub zu ersetzen, und so fuhr er erwartungsvoll ab, den unbekanntem Gastgeber dankbar zuvor.

Es war das Haus eines Arztes, das ihn aufnahm, am Rande eines hübschen Landstädtchens gelegen. Ein schöner Park mit alten Bäumen breitete sich bis zu den Wiesenhängen einer dahinter ansteigenden kleinen Anhöhe aus, und vor den Fenstern blühten in einem Steingarten zarte Blumen, die ihre bunten Sterne auf zierlichen Stengeln trugen. Alles war freundlich und liebevoll um den Gast: das sorgfältig gerichtete Zimmer, weisse Wäsche in einem guten Bett, Bücher zum Lesen und um den Tageslauf ein frohes ermunterndes Wort. Das freundlichste und liebevollste aber war die Frau des Hauses. Es war schon Feiertag, ihr des Morgens zu begegnen und in ihr klares schönes Gesicht zu sehen, das eine tiefe Mütterlichkeit, verbunden mit einem klugen Geist, ausstrahlte. Sie hatte drei Söhne, von denen zwei im Felde standen — der jüngste war noch zu Hause —, und war gewöhnt, junge Menschen zu lenken, ohne ihnen in ihrer Entfaltung etwas zu nehmen. So verstand sie es bald, die scheue Art des Gastes im Gespräch zu lösen und ihn freundlich an all den Dingen teilhaben zu lassen, die ihm ungewohnt und fremd waren.

Seine Heimatlosigkeit musste ihn wohl zu erst bedrücken in einer Umgebung, die durch Mutterhände so heimelig zu ihm sprach. Denn die Frau spürte mit dem untrüglichen Gefühl, das nur Mütter haben, eine Last auf diesen jungen Menschen ruhen, die ihm wie sichtbar die Schultern niederdrückte und ihm die freie Freude am Leben nahm. Nach den ersten Tagen der Eingewöhnung begann sie ihn darum behutsam zu fragen, wie und wo er seine Eltern verloren habe, ob er noch Geschwister sein eigen nenne oder sonstige Verwandte, die seiner gedächten. Der Soldat Theodor erzählte darauf in seiner stillen Weise, dass er nicht wisse, wer und wo seine Eltern seien. Seine Mutter habe ihn bald nach der Geburt in ein Kinderheim gegeben, und ihre Spur sei verlorengegangen, auch von seinem Vater habe er niemals etwas vernommen. Aber — und hier begann er lebhafter zu werden — eine Zwillingsschwester sei mit ihm geboren worden, und diese müsse noch leben. Wo, wisse er allerdings nicht.

Es lag so viel Trauer und Hoffnungslosigkeit in seinen Worten, dass die Frau seltsam davon ergriffen wurde, und sie fasste sogleich den Entschluss, die Schwester zu suchen, denn sie wollte nicht begreifen, dass da eine Lücke im Leben des ihr anvertrauten Menschen sein sollte, die nicht geschlossen werden könnte. Es lag nicht in ihrem Wesen, vor Schwierigkeiten zurückzusehrecken, sondern vielmehr ihnen tatkräftig zu begegnen. So zögerte sie nicht und schrieb noch am gleichen Tag an eine der wenigen Anschriften, die der Soldat ihr gegeben hatte, und die ihr am geeignetsten für die Nachforschung erschienen. Hier begann nun die wundersame Verketzung der Geschwister ihren Anfang zu nehmen, denn kurze Zeit zuvor war im nämlichen Ort eine Anfrage der Schwester eingegangen, die in der benachbarten Schweiz geheiratet hatte. Vom Bürgermeister und Ortsgruppenleiter des Dorfes geschrieben, enthielt der Antwortbrief mit

Aus einer deutschen Rede

### Die Würde der männlichen Tat

Zweifelt einer, dass der Geist den Mann macht, dass er das Volk und das Vaterland stärkt und verjüngt? Zittert und zaget einer von uns? Nein, wir zittern und zagen nicht, weder vor Mühe noch Gefahr; wir kennen die Würde des Mannes: sie heisst Mut und Arbeit und immer Mut und Arbeit.

Jedem Sterblichen, der etwas Ernstes mit Ernst will, ist gegeben, gross zu sein; jeder, der treu in einem harret, erreicht seinen Zweck bis in den Tod; dem Edlen und Tapferen ist auch der Tod Zweck des Lebens. Lasset uns nur das eine, was das volle Herz in allen Völkern will und wollen muss, fassen und halten, fest, redlich, unverrücklich: lasset uns nur das eine fassen, in Einfalt und Wahrheit strack ausschreitend und selbst gleich und ehrlich deutsch sein — und wir werden tüchtige, männliche Männer werden.

Dann wird alles Kräfte und Jugendliche wie ein Blütenregen der Freude und Stärke auf uns herabregnen, Sprache, Sitten, Wort und Tat werden mit stolzem Antlitz ins Leben hineindringen und das Herrliche und Lebendige anziehen und sich sammeln. Denn wir sind die Träger der höchsten Gewalt, deren Verwaltung Sterblichen verlihen worden, die Träger des Glaubens und der Meinung; wir halten die allmächtigen Hebel der Seelen. Glückselige Männer, wenn wir sie zu gebrauchen wissen! Auch unserer Herrschaft Zepter und Schwerter sind von Gott; wer mag sie uns entwenden, wenn wir sie festhalten? Wir sind ein königliches, ja ein hohenpriesterliches Geschlecht; das heilige Priestertum, die ältesten Orakel und Mysterien der europäischen Welt verwalten wir. Was Delphi den Griechen war, das ist Germanien den Neuropäern, der Nabel in der Welt der heutigen Wissenschaft und Bildung, der Mittelpunkt der innersten geistigen Bewegungen und Kräfte. ERNST MORITZ ARNDT

ERICH KERNMAYR

### Die Strasse der tapferen Herzen

Der Geist ist gross. Er spannt die kühnen Bogen der Gedanken von unserer irdischen Wirklichkeit bis hoch hinauf in die Nähe der ewigen Erkenntnis. Die Seele weiss um sein Geheimnis und gibt ihm Raum. Sie entzündet die tausend Fackeln der Sehnsucht und entflammt die stillen Reserven des Alltags zur lodernen Glut.

Nur das Herz aber, das kleine, tapfere Herz allein öffnet die schmalen Tore unserer Zeit und schlägt immer auf neue die Brücken unserer sehnsüchtigen Wünsche her zur Wirklichkeit und pflastert mit seinen heissen Schlägen die nachvollten Strassen unseres grossen Sieges.

So ist es: der Geist und die Seele, sie haben die Kraft des Schauens und des Rufens. Dem Herzen aber ward die Gläubigkeit der Tat.

Wir lagen in der Winterschlacht vor der grossen Stadt am Don. Wenige Kilometer trennten uns vom Flugplatz. Verlassen kämpften sich die Züge an die ersten Häuser heran. Es war eiskalt. Und es wurde Abend. Der Schwerverwundete im Strassengraben hob immer auf neue den Kopf: «Sind sie endlich in den Häuserblock heran?» fragte er ungeduldig. Endlich konnten wir bejahen. Die Nachbarkompanie hatte es geschafft. «Ihr werdet Quartier haben», lächelte der Sterbende, «ist doch gut, dass wir bis hierher durchstehen. Ihr werdet Quartier haben!»

Ein Panzergraben am Asovens Meer erreichte unserem Spitzzug den Vormarsch. Der Feind war im erbitterten Nahkampf gefangen. Nun sperrten Minen den Weg. Minen, nichts als Minen. Hier bei dem Zug waren die Pioniere noch nicht. Trotzdem eilte es sehr. Sie könnten ins Dorf vorstossen und von rückwärts den Laden aufrollen. Ratlos blieben die Männer stehen. Ein paar Versuchen, sich nach vorne zu tasten, aber da geht eine Mine hoch. Ein Zufall, das keiner daran glauben musste. Vor rückwärts rattert ein Kradmelder heran. «Wir müssen wissen, ob hier die Gasse durchführbar ist», sagte der Unterscharführer, «die Gasse, von der der verwundete Sowjet sprach». Der Kradmelder horchte auf. Er hörte vom Vorteil des raschen Vorstosses, der jetzt durch dieses Minenfeld in der Dämmerung des Sonntagmorgens vorzugehen sollte. «Machen wir's», knurrte er zwischen den Zähnen und gab Gas. Ehe der Gruppenführer etwas sagen konnte, war er mitten durch das Feld gerast. Eine Feuerlohe stieg auf zum Abendhimmel. Im weiten Umkreis explodierten die durch Pfeilschritte miteinander verbundenen Minen. Blitzschnell stiess die erste Gruppe durch die nunmehr klar entstandene Gasse und erreichte den Dorfrand, um den vollkommen überraschten Feind aufzubrechen.

Vor M. hatte ein Panzer einen bösen Trefen erhalten. Einem Mann war ein Bein zerschmettert worden. «Halb so wild», rief er seinem Kommandeur zu, der sich erschütterter über ihn beugte. «Hoffzuss, für die Schreibtische langt es. Hab mir immer schon einen ruhigen Posten gewünscht, jetzt ist er da!»

Einem Leutnant der Panzerjäger reiste es während einer Panzerschlacht die rechte Hand weg, die linke ist schwer verletzt. Aufgeregt gibt der Schütze 1 durch Funk an den Kompaniechef Meldung: «Zugführer schwer verwundet. Der Leutnant am Geschütz dreht sich vorwurfsvoll um: «Mensch», sagte er unwillig, «gibt doch nicht so an! Wie kannst du denn gleich sagen: schwer verwundet!»

Die Sowjetartillerie rauscht immer neue Leuten in die verlorene Bergstadt hinein. Vergebliches Bemühen. Die Stadt ist fest in deutscher Hand. In einem Eck, hinter einem alten, halbverfallenen Haus, brät sich ein Landsber über einem Feuerschein ein mageres Huhn. Von Zeit zu Zeit schielt er auf die Strasse, er muss die Nachzügler einweisen. Da heult es kurz auf und schlägt haargenau in die Bretterbude. Dreck und Splitter wirbeln nur durch die Luft. Fluchend wischt sich der Brave Blut und Dreck aus dem Gesicht. Es ist aber nur ein Schatz. Aber — seine Augen haben der Tatsache nicht — das Huhn ist durch die Luft geblasen. «Verfluchte Hunde, verfluchte», meutert er nun aus tiefstem Herzensgrund los. «Was zuviel ist, ist zuviel. Mach's vorwärts!» schreit er erbst die drei Nachzügler an, auf die er gewartet hatte. «Jetzt nichts wie nach vorne —, solche Hunde, solche!»

Ein Sturmmann liegt in einem leicht eingehauenen Gelände. Lungenschuss. Der Unteroffizier robbt auf allen Vieren mit dem Verbandzeug hin. «Lassen Sie mich», schreit der Sturmmann mühsam, «die sind zu genau angeschossen. Ist schon genug, das sie mich

UFFZ. WENDEL RIESS

### DIE BEWÄHRUNG

Der prüfende Blick von elf Augenpaaren trifft den «Neuen», als er sich in strammer Haltung beim Gruppenführer meldet. Sofort fühlt er die abschätzende Neugierde seiner zukünftigen Kameraden, die sie vergeblich hinter gemachter Gleichgültigkeit zu verbergen suchen — und ein verstecktes Lächeln huscht in seine Züge. Er ist selbst lange genug Frontsoldat, um zu verstehen, von welcher Bedeutsamkeit es ist, wenn ein Fremder in den kleinen Kreis der Kameradschaft einer solchen Gruppe tritt und damit alle Rechte und Pflichten für sich fordert, die eine Kampfgemeinschaft draussen an der Front umschliesst. Er weiss, wie vieler Selbstaufgabe es bedarf, um sich ganz in diese Gemeinschaft einzufügen, ja, sich ihr zu unterwerfen — und dass erst die Haltung im Einsatz Wert und Schwächen des einzelnen erkennen lässt.

Der Händedruck, den er mit dem Gruppenführer wechselt, verspricht seine Bereitschaft. Jetzt kommen auch die anderen, um ihn willkommen zu heissen. Sofort fühlt der junge Obergefreite, dass in dieser Gruppe Panzergefreite ein aufrichtiges Freundschaftsverhältnis besteht.

Wie sie ihn nun zu ihrem Fahrzeug führen, — ihrem Panzergranadierwagen — ist wie ein zartes Streicheln ihrer Hände beim Erzählen aller seiner Leistungen und guten Eigenschaften, — er, der doch eigentlich nichts anderes ist als ein Kriegsfahrzeug wie tausend andere auch. Doch ihnen ist er ans Herz gewachsen, ist ein Stück Heimat für sie geworden.

Deutsche Arbeiterhände haben ihn geschaffen und eine innere Verbundenheit hergestellt zwischen den Mannschaften in den grossen Montagehallen und ihnen hier draussen an der Front. Sein Name «Glukowa», der in grossen weissen Lettern auf seinen Stahl-

platten geschrieben steht, ist unlöslich verbunden mit ihrem Einsatz an jenem Brückenkopf jenseits des Dnjepr, für den sie von ihrem Kompaniechef diesen Ehrennamen als ihr eigen verliehen bekamen. Er hat sie getragen auf ihren langen Märschen durch die Weite der feindlichen Räume, sah ihren Kampf und gab ihnen Schutz mit seinem stählernen Kleid. Nun gehört er zu ihnen — ganz selbstverständlich — wie ein treuer Kamerad.

Der Obergefreite studiert jetzt ein wenig die Gesichter der Männer um ihn herum, mit denen er in Zukunft alles teilen soll. Unaufgefordert erzählen sie ihm von sich selber, von ihrem Einsatz und auch von den kleinen Freuden, die sich in so selten bei ihnen einschleichen in ihr Leben, das nur ausgefüllt ist mit Pflicht und Entbehrungen. Es ist wie ein Mitteilungsbedürfnis, ein Wunsch, sich einmal frei zu sprechen von allem, was sie seit langem mit sich herumtragen und von dem sie untereinander kaum noch reden. Aber er, der «Neue», wird ihnen zuhören, wird Verständnis zeigen für ihr Erleben, das in seiner Grösse so schwer auf ihnen lastet und das sie mit ihrer einfachen und schlichten Lebensauffassung nicht in Einklang bringen können.

Und als sie dann schweigen und ihn ansehen mit erwartungsvollen Augen, da weiss er, dass er nun selber erzählen soll. Auf einmal ist es da, das Wort Heimat, das so lange unausgesprochen zwischen ihnen gestanden hat und auf das sie doch alle nur gewartet haben. Ganz nahe rücken sie an ihn heran, und der junge Obergefreite fühlt, dass er jetzt eine ganz wichtige Aufgabe hat — ihnen, seinen Kameraden, das nahebringen, was ihre Sehnsucht und ihre Besorgnis erfasst. Derweil er ihnen ein Bild dieser fern Heimat zeichnet, die diese elf Männer seit so langer Zeit nicht gesehen haben, taucht sein Blick in ihre Züge und findet dort das, was sich nur in ganz seltenen Stunden abschliesst aus der Verkapslung des Lebens — die Bereitschaft der Herzen.

Längst ist der Blick des Gruppenführers neben ihm seine eigenen Wege gegangen — hinaus in die Steppenlandschaft. Sicherlich weilt er in der Weite der heimatlichen friesischen Marschen, wo sich irgendwo ein schmucker kleiner Hof an den Deich kuschelt, über den immer der Seewind streicht... Dem breitschultrigen Bergarbeiter aus dem westfälischen Kohlenpott ist sogar die Pfeife ausgegangen, was noch keiner bei ihrem ruhigen und zuverlässigen MG-Schützen gesehen hat. Fast ein wenig unzufrieden greift er zu seinem Päckchen Tabak und stopft sie sich neu. Versunken und träumend sitzen sie alle um ihn herum, derweil er erzählt von der Schönheit des Sommers daheim, von der Ernte und dem Schaffen in den Fabriken.

Der «Neue» schweigt, und langsam weicht der Bann von den Männern.

Der Fahrer im blauen Kittel hat schon wieder seine Fettpresse in der Hand und wendet sich seinem Fahrzeug zu — ein wenig eilig, als gälte es, Versäumtes nachzuholen. Der Autoschlosser aus dem Erzgebirge ist Realist. Mit seiner Liebe zu seinem Wagen verbindet sich vielleicht ein wenig die Sehnsucht nach der kleinen Werkstatt daheim in seinem Dörfchen. Auch da ist keine Zeit für Gefühlsmässiges. Und hier hängt von der Einsatzbereitschaft des Fahrzeuges oft genug das Leben der Kameraden ab. Grund genug, dass man keine Zeit verdrückt. Doch auch die anderen haben wieder zurückgefunden in

die Wirklichkeit. Manch rauhes Scherzwort fliegt hin und her — man will nicht mehr denken an das da oben — zumindest es den anderen nicht zeigen, dass man auch so ein wenig unmännlich weich sein kann...

Wenige Stunden später schon ist die Gruppe im Gefecht. In kühnem Ansturm wird der Angriff der Panzergranadiere gegen ein stark verteidigtes Dorf vorgetragen. Im engen Raum ihres gepanzerten Wagens stehen die Männer an ihren Waffen — tauchen unter dem feindlichen Artilleriefeuer hindurch, fühlen das Aufprasseln der Infanteriegeschosse auf seinen Stahlplatten. Unbewegt steht der Gruppenführer aufrecht in seinem Wagen. Da ist kein Träumen mehr in seinen Augen — nur Härte, Wachheit und Spannkraft. Mit blitzschneller Anpassungsfähigkeit an die fortwährend wechselnde Lage leitet er das Feuer seiner beiden Maschinengewehre, weist ihnen immer neue Ziele, ahnt mit fast seherischer Gabe eingebaute feindliche Minen, gibt den Aufwachebefehl oft in letzter Sekunde.

Seine Entschlossenheit geht auf die Gruppe über. Der Westfale hat seine Pfeife in den Mundwinkel geschoben, schiesst, schiesst mit einer Ruhe, die einfach wunderbar ist, während um ihn herum die Hölle tobt. Das ist der Mann, der vor ein paar Tagen vom Fahrzeug aus mit seiner Waffe einen im Tieflieg angreifenden sowjetischen Martin-Bomber abgeschossen hatte — und dann, ohne ein weiteres Wort darüber zu verlieren, seine durch den Vorfall unterbrochene Mahlzeit fortsetzte. Doch der andere MG-Schütze gibt ihm an Ruhe nichts nach. Jeden Feuerstoss begleitet der kordige Berliner mit ein paar Segenswünschen für die Bolschewiken. Sein Mundwerk, sagen die Kameraden, ist nicht tot zu kriegen.

Wie eine feuerspeiende Festung springt der Panzergranadierwagen über Geröll und Trümmer in das Dorf hinein. Gegen die Schützlinie prasseln die Aufschläge. Doch der Fahrer fährt — weicht nicht von der befohlenen Richtung ab. Mit heiserer Stimme brüllt ihm der Funker die Befehle des Kommandanten zu, presst selber die heisse Stirn gegen das Glas vor sich und starrt nach vorn in den Qualm brennender Hütten, um rechtzeitig jedes Hindernis zu erkennen.

Klatschend schlägt heisser Stahl in den Wagen. Einer schreit auf. Sofort ist jemand bei ihm, verbindet die Wunde. Der kleine Wiener ist schon wieder still, zwischen die Zähne aneinander. Jetzt sind sie zwischen den Häusern. Aus jedem Fenster, aus jeder Hofecke schiesst es. Längst haben die Granadiere Handgranaten in den Fäusten, ziehen ab und schleudern sie in die sowjetischen Widerstandsnester. Neben ihnen kücken und furehen die anderen wegen durch das Dorf.

Der Kampflärm nimmt schon ab — der feindliche Widerstand scheint gebrochen zu sein. Da! Ein dumpfes Poltern im Wagen! Blitzschnell wendet der Gruppenführer den Kopf. Zu spät — ist sein Gedanke. Doch da fassen schon zwei Hände zu, greifen etwas und werfen es im weiten Schwung über die Bordwand. Noch in der Luft krepitiert die Handgranate, die ein Bolschewik ihnen in den Wagen geschleudert hatte. Ein befreiendes Anfauchen löst die Spannung des Gruppenführers. Die anderen haben von dem Vorfall kaum etwas gemerkt, jedenfalls seine Tragweite nicht erkannt. Für einen Augenblick verlässt der Kommandant seinen Stand — streckt in freudiger Aufwallung dem «Neuen» seine Rechte entgegen. Kein Wort sprechen die beiden. Sie verstehen sich auch so.

Durch das brennende Dorf stösst der Panzergranadierwagen hindurch. Der Funk meldet dem Kompaniechef: Ortsausgang und Angriffsziel erreicht. Einer ist an Bord, der fühlt, dass er jetzt ganz zu diesen Männern gehört. Die Blicke der anderen Kameraden sagen es ihm.

sternenvollen Dunkelheit versank, dann rückten wir in der winzigen Stube um den Tisch zusammen. Dann holte der Hans die Spielkarten hervor, und der schwarzhaarige Klais-Karle zündete bedächtig eine Kerze an und pappte sie mitten auf den Tisch. Der Unteroffizier mischte die Karten, warf aus — und los ging's bis tief in die Nacht hinein. Schön war diese Zeit. Als nach einer warmen, sommerlichen Nacht die Sterne verblassten und der Morgen im Osten den Himmel rötete, donnerten die Kanonen, hämmerten die Maschinengewehre, erfüllte das Dröhnen zahlloser Flugzeugmotoren die Luft. Sturmboote rasten über dem breiten, trägen Meer.

Der Kampf gegen den Bolschewismus begann — Vergessen waren die friedvollen Tage. Wir marschierten wieder in das brennende Morgenrot hinein —

Und wieder zog unser Unteroffizier voran. Braungebraunt von der hollenheissen Sonne, voll Staub, mit hochgekrepelten Ärmeln, die Maschinengewehre über die rechte Schulter gehängt. Das war der Unteroffizier Hans Stotz.

Es kamen Tage, wo wir das letzte Stück Brot miteinander teilten, das letzte bisschen Wasser aus der Feldflasche, die letzte armselige Zigarette. Es kamen Entbehrungen aller Art. Und vielleicht wäre alles noch viel schwerer gewesen für uns Jungen unter Stahlhelm, wenn wir unseren Unteroffizier nicht gehabt hätten.

In der Hölle des Ostens wurden wir zu Männern. Ernst, schweisam und hart. Hans Stotz aber ging immer voran. Voll Ruhe, voll Gelassenheit, voll Sicherheit im Handeln. Er ging uns voran in den Urwäldern von Poptijewo, — und hier fiel er als erster von unserer Gruppe.

An einer der Heerstrassen tut er mit noch so manchen Gefährten den letzten, grossen Schlaf. Einen Strauss Glockenblumen legten wir zum Abschied auf sein Grab. Unserm Hans Stotz —

Der Krieg ging weiter, und auch wir marschierten wieder. In stillen Stunden aber war er bei uns, er, der an der grossen Strasse schlief und gab jedem von uns die Hand —

Längst mochte die Sonne die Glockenblumen auf dem Grabe ausgetrocknet haben, längst mochte sie verdeckt sein vom gelben, heissen Sand. Doch eine Blume blühte weiter und wird immer blühen: Die treue Liebe junger Herzen!

So habe ich nun das Versprechen erfüllt und von dir geschrieben, Hans Stotz.

Vielles geschah noch, nachdem du von uns gegangen warst, soviel Hartes und Schweres. Und von den Kameraden sind manche dir gefolgt, Hans Stotz.

Wir andern werden die Blume der Treue weiter hüten, die auf deinem einsamen Grabe blüht. Und einmal, wenn über Deutschland die Glocken des Sieges läuten, wenn wir beim gedachten «Halt» still und erschüttert den Stahlhelm vom Haupte nehmen, — dann werden wir Dich im Herzen grüssen, Hans Stotz!

### Das eherne Herz

Preussisches Vermächtnis in Briefen Friedrichs des Grossen

Als Preussens Heer im Juni 1757 von Österreichs Feldherrn Daun beinahe vernichtend geschlagen wurde, so dass der grosse König Böhmen aufzugeben gezwungen war — an diesem Unglückstag von Kolin begann für die preussischen Waffen, für das preussische Volk und seinen König eine fast zweijährige Zeit des Unglücks, tiefster Sorge und drohender Gefahr. Der Bruder des Königs wird bald danach bei Zittau geschlagen, im Westen des Reiches verlieren Friedrichs Truppen noch eine Schlacht, England, auf dessen Truppen der König rechnete, liess ihn nach bester britischer Tradition verächtlich im Stich und schloss einen schmählichen Krämer-Waffenstillstand mit dem Gegner. In Ostpreussen widerstand die Russen, Schlesien wurde vom Feind bedroht. Die Hilfsmittel des Landes aber versiegten mählich. Dass Preussens Volk und Armee in dieser Zeit der Bewährung und der schwersten Prüfung Glauben und Kraft zum tapferen und unerschütterlichen Widerstand aufbrachten, ist vor allem dem hohen Beispiel zu danken, das der König in diesen beiden Jahren seinem Volke gab. In Briefen aus den Jahren 1757 bis 1759 spiegelt sich die heroische Grösse dieses echten Führers, Sie sind ein Vermächtnis an Preussen und Deutschland von ewiger Gültigkeit. In ihnen heisst es:

«Leitmeritz, 1. Juli 1757. Deutschland ist jetzt in einer furchtbaren Krise; es ist meine Pflicht, ganz allein seine Freiheit, seine Privilegien und seine Religionen zu verteidigen. Wenn ich unterliege, wird es darum geschehen sein. Aber ich habe gute Hoffnungen, und wie gross auch die Zahl meiner Feinde ist, ich vertraue auf meine gute Sache, auf die bewundernswerte Tapferkeit der Truppen und ihren guten Willen vom Marschall bis zum geringsten Soldaten. — Wenn alles wankt, muss man sich auf sich selbst besinnen und auf das, was die Ehre befiehlt!»

An seinen Bruder August Wilhelm am 12. August 1757: «Was, Du willst fliehen, während wir kämpfen, um Dir und Deiner Familie den Saatz zu erhalten? Du willst den Feiglingen ein Beispiel geben, damit sie sagen können: Wir verlangen nur das, was man dem Prinzen von Preussen gewährt hat? Schäm Dich bis in den Grund Deiner Seele über das Ansinnen, das Du mir stellst! Du kennst meine Denkart, ich fordere sie von niemandem, aber ich will, dass meine Verwandten anderen ein Beispiel der Charakterstärke, Standhaftigkeit und Ehre und nicht der Feigheit geben.»

An Marquis d'Argens, 19. Juli 1757: «Sehen Sie mich als eine Mauer an, in welche seit zwei Jahren durch das Schicksals Bresche gelegt wird. Ich werde von allen Seiten erschüttert. Hässliche Unglücksfälle, geheime Leiden, öffentliche Not, neu bevorstehende Plagen, — das ist mein täglich Brot. Glauben Sie aber nicht, dass ich nachgebe! In so heillosen Zeiten muss man sich mit Eingeweihten versehen und mit einem ehernen Herzen versehen, um alle Empfindlichkeit loszuwerden. Der nächste Monat wird schrecklich werden und sehr entscheidend für mein armes Land. Ich meinerseits habe mir eine Denkart zuegelegt, die sich für solche Zeiten und Umstände schickt.»

An seine Schwester Wilhelmine, 17. September 1757: «Wie kann ein Fürst seinen Staat, den Ruhm seines Volkes und die eigene Ehre überleben? — Die Charakterstärke zeigt sich im Widerstand gegen das Unglück. Nur Feiglinge beugen sich unter das Joch und ertragen geduldig die Unterdrückung. Niemand, liebe Schwester, werde ich diese Schande auf mich nehmen.»

An Wilhelmine, Juni 1758: «Das Leben taugt nur etwas, wenn Ehre und Stolz es begleiten, und besser ist der Tod als Unterdrückung und Schanden! — Diese Schmelze von Kaisern, Kaiserinnen und Königen zwingen mich, auch dies Jahr noch auf dem Seile zu tanzen. Ich tröste mich damit, dem einen oder anderen mit der Balancierstange tüchtige Nasenstücker zu geben. Dann aber muss es wirklich zum Frieden kommen.»

An Marquis d'Argens, 28. Oktober 1760: «Niemand werde ich den Augenblick erleben, der mich zwingen würde, einen unvorteilhaften Frieden zu schliessen. Kein noch so geschicktes Zureden wird mich dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen. Von dieser inneren Stimme und von den Forderungen der Ehre habe ich mich in meinen Handlungen stets leiten lassen und gedanke es auch künftig zu tun. Ich wiederhole es: niemand wird meine Hand einem demütigenden Frieden unterzeichnen. Ich werde diesen Feldzug ohne Zweifel zu Ende führen, entschlossen, alles zu wagen und die verzweifeltsten Dinge zu versuchen, um Erfolg zu haben oder ruhmvoll zu enden.»

Eherne Worte aus schwerster Kampfzeit klingen aus den Königsbriefen zu uns herüber, kündend von dem unbedingten Willen eines grossen Führers zu Ehre und Pflicht. Aus der Mahnung dieses grossen preussischen Vermächtnisses steht auch über dem schweren Kampf unserer Zeit seine Stimme auf: «Das Reich, ihr haut's mit Taten ohne Gleichen. Nun wahrheit sein, lasst euren Ruhm nicht bleichen!»

OSKAR G. FOERSTER

### Spruch

Von Johann Wolfgang von Goethe

- Feiger Gedanken
- Bängliches Schwanken,
- Weibisches Zagen,
- Ängstliches Klagen
- Wendet kein Elend,
- Macht dich nicht frei.
- Allen Gewalten
- Zum Trotz sich erhalten,
- Nimmer sich beugen,
- Kräftig sich zeigen
- Rufet die Arme
- Der Götter herbei.

Ein Gedenkblatt von Otto Klingele

### Unteroffizier Hans Stotz

Es ist nun Zeit geworden, dass ich die Feder in die Hand nehme, um mein Versprechen zu erfüllen, das ich dir, lieber Hans Stotz, und den Kameraden einmal gab. Weissst du noch, damals, als wir in der Kolonie Ruena im Generalgouvernement in einer polnischen Bauernhütte beisammen sassen? — Da versprach ich auf das Drängen der Kameraden hin, einmal «etwas» von «unserem» Unteroffizier zu schreiben. Wir lachten dazu. Es sollte etwas Lustiges werden, etwas von deiner sonnigen unbekümmerten Art. Doch das Schicksal kam mir zuvor und liess tiefere, ernstere Akkorde erklingen. Sie künden von schlechtem Heldentum und tapferem Sterben. Sie künden von dir, Hans Stotz, auf dass wir dich nie vergessen.

So will ich denn den letzten Abschnitt deines Lebens erzählen, einer Zeit, die dein Opfer zu würdigen weiss.

Hans Stotz war unser Zugtrupführer. Blond, blauäugig, untersetzt und stämmig. In Frankreich lernte ich ihn kennen. Als ich damals zu ihm in seine Gruppe kam, begrüßte er mich mit einem kräftigen Handschlag. Der Blick seiner hellen Augen tastete mich prüfend ab. Dann glitt ein Lächeln über sein Gesicht und machte es mit Hilfe der flachsblonden Haare, die in einem Bogen über die Stirn zur rechten Schläfe fielen, jugenhaft und sorglos.

Das war mein erster Eindruck, den ich von Unteroffizier Hans Stotz erhielt. Es war das erste Bild seiner gesunden, kraftvollen Männlichkeit. Und dieses Bild blieb ungetrübt bis zum bitteren Ende.

Hans Stotz war im schönen Schwaben daheim. Vor dem Krieg war er Bäckermeister. Wie noch so vielen zerschlug der Krieg auch ihm alle Pläne. So zog denn der junge Meister den grauen Rock an, setzte den Stahlhelm auf und marschierte mit durch Belgien nach Frankreich hinein. Daheim warteten seine Frau und sein kleiner Bub.

Der Unteroffizier Hans Stotz führte, wie gesagt, unsern Zugtrupp. Er war uns nicht nur der Vorgesetzte, sondern weit mehr. Er war uns Kamerade, er war uns wie ein Vater.

Wir waren ja alle blutjunge Bersen. Machten uns keine Gedanken und Sorgen. Lachten zu dem Krieg und nahmen ihn wie ein willkommenes Abenteuer.

Es waren ja auch tolle Wochen auf dem Vormarsch durch Frankreich. Die ganze Welt hatte sich um uns herum aus den Angeln gedreht. Schließen wir in einer Nacht in den herrlichsten Daunbetten, so verbrachten wir dafür die andere im Strassengraben.

Trotz aller Härte und Manneszucht war der Lausbub in jedem von uns noch etwas lebendig. Doch setzten wir den Stahlhelm auf, dann wurde das lachende Lausbubengesicht

ernst, wach und bereit. Dann hielt uns der Krieg in seinem Bann. —

Wir marschierten ja alle unter seinem Geze. Vorweg unser Unteroffizier. Auf ihn konnten wir uns alle verlassen. Er hielt uns zusammen. Er sorgte für uns. Wenn es angebracht war, konnte er uns auch zusammenstachen, dass wir in keinen Knobelbecher mehr passten. Er war stahlhart, doch unter dieser Härte schlug ein treues Herz.

Wir wuchsen mit ihm zusammen. Wir wären für ihn durchs Feuer gegangen.

Längst war der Krieg im Westen zu Ende gegangen. Es wurde Herbst, es wurde Winter und wieder Frühling. Da rollten lange Transportzüge mit uns aus Frankreich hinaus, quer durch Deutschland zum Osten.

Die Kirschen blühten, auf den blumigen Wiesen tollten sich junge Lämmer, an schwanzenden Bächen spielten die Kinder. Die Menschen riefen und winkten uns zu. Ma-

### Das starke Herz

Von Wolfgang Jünemann

Es ward noch jede dunkle Nacht  
In hellen Tag nerpandelt,  
Und es bezimgt die schwarze Schlacht,  
Der handelt.

Denn jedes Armes Kraft vermehrt  
Gefahr, die er nicht meidet,  
Und Kampf, den nur das harte Schwert  
Entscheidet.

Das starke Herz, da mag es doch  
Das Schicksal mild umbranden,  
Hat alle Stürme siegreich noch  
Bestanden.

schmucke, deutsche Mädels — reichelten uns an den Bahnhöfen Zigaretten, Schokolade — — — Und wir lachten und freuten uns. Deutschland war das! Und es war Frühling — — —

Der Zug trug uns weit in den Osten hinein. Pflingsten marschierten wir durch Warschau. Dann kam die letzte Ruhepause im Generalgouvernement. In polnischen Bauernhöfen lagen wir, nicht weit vom Bug.

Es waren schöne Tage, voll Sonne, voll Sport und Spiel. Mit unserm Unteroffizier hatten wir ein kleines Häuschen zwischen Birken und Kornfeldern bezogen. Im ersten Morgenlicht holten wir das Wasser aus dem Zielbrunnen im Hof. Da tropfte aus den Birken der Tau, und der Wind wehte frisch und kühl uns Haus. Die Kühe brüllten hungrig im Stall. Die Hähne kröhnten. Doch wenn der Abend da war, und unser Häusel ganz in der

# Ein Brief aus dem Osten

Or. am 2. Juni 1943



**D**ies sind Soldaten des Ostheeres, und sie schreiben nach Hause. Es liegt kein besonderer Anlass vor, wie es früher sein musste, ehe sie zur Feder griffen. Sondern sie schreiben nur so, wie sie hier alle tun, Millionen Kameraden. Manche tun es täglich, wenn nicht Tod und Teufel sie hindern, und numerieren vielleicht sogar ihre Briefe, der Kontrolle wegen; manche tun es alle zwei oder drei Tage oder auch wöchentlich einmal, ob unter Tag oder nachts. Je nach dem. Auf all das kommt es nicht an; sie schreiben jedenfalls alle. Der eine schreibt an die Mutter oder den Vater, die meisten wohl an ihre Frau oder ihr Mädchen, vielleicht auch an die Kinder; und manche haben gar noch all das miteinander: Eltern, Frauen und Kinder, und schreiben nun an diese alle, auf einmal oder der Reihe nach. Einigen fällt das Schreiben leicht, ihre Feder oder der Stift gleitet mühe- und pausenlos über das Papier; andere müssen oft und lang nachdenklich und grüblerisch irgend wohin starren und wiederholt den Bleistift anspitzen, oder ein bisschen

knabbern, viele haben es jedenfalls überhaupt erst als Soldaten und zumal hier im Osten lernen müssen. Viele kennen den Osten heute schon zwei Jahre.

Viele sind zu den verschiedensten Zeitpunkten als Ersatz dazu gestossen, alle aber kennen ihn jedenfalls nun und haben sich mit ihm auseinandergesetzt, aber ganz richtig wird man ihn wohl nie kennen. Die Neueren neigen noch am ehesten dazu, von dieser fremden Welt und auch vom ersten Kampferlebnis zu erwähnen, wie man von Reisen und Abenteuern erzählt. Auf die Dauer aber ist dieser Krieg nicht zum plaudern.

Überhaupt wissen die wenigsten, was es eigentlich wirklich zu schreiben gäbe; und noch viel weniger kommt es den meisten etwa auf die Form und dergleichen an. Sie würden verständnislos lächeln über die ästhetischen Klagen von dem Niedergang der Briefkultur müßigerer Jahrhunderte. Diese Millionen haben ja nie in ihrem Leben annähernd so viel geschrieben wie jetzt und sind weit entfernt von dem Wunsch, dass aus ihrem derzeitigen brieflichen

Eifer je etwas wie eine neue Briefkultur entwickelt würde; im Gegenteil: zu ihrer Vorstellung vom Frieden gehört: keine Briefe mehr schreiben müssen. Aber erstens ist es eine Sache des Anstandes, auch seinerseits zu schreiben, wenn man sich so brennend immer wieder Botschaft von daheim wünscht; und zweitens gibt es ein echtes und lebhaftes Bedürfnis, auch von sich aus die Fühlung zu halten und die Angehörigen auf dem laufenden zu halten.

Denn unter der Hand ist so vieles, beinahe alles, inzwischen anders geworden; und sie spüren selbst sehr wohl, dass zumal auch sie zu tiefst gewandelt sind. Sie fragen längst nicht mehr nach dem gleichen wie einst; und es berührt und interessiert sie manches nicht mehr, was sie früher anzugehen schien. Sie leben noch, unter diesen oder jenen Umständen; vor allem dies teilen sie jenen mit, die sie lieben. Denn es ist ja nicht mehr, wie dazumal, selbstverständlich. Es ist eigentlich überhaupt nichts mehr selbstverständlich: das ist vielleicht das ganze Geheimnis.

Sie alle sind längst aus dem Bereich herausgetreten, in dem das Lebensgefühl friedlicher Zeitläufte trügerisch wurzelte. Sie haben ein altes Ufer verlassen und sind zumeist, um die Wahrheit zu sagen, durch eine fremde und feindselige Finsternis voll Feuer und Eis, Not und Tod, durch ein Meer von Grauen gegangen, da keiner ungewandelt zurück kann. Doch eben davon lässt sich vorläufig noch nichts erzählen. Dazu ist, hoffentlich, später noch Zeit.

Nun wissen sie auch die Heimat und ihre Angehörigen bedroht. Nichts mehr ist sicher. Doch eben in der Nachbarschaft des Todes erblüht im neuen Licht das menige Wesentliche. Und so gilt, wenn sie schreiben, nur noch der Inhalt selbst; und der eigentliche Inhalt aller dieser Millionen täglicher Briefe, hin und wider, ist mit einem Wort voll Ewigkeitsgehalt leicht bezeichnet:

Liebe! Es ist die alte Weise, die tiefste von allen: die Weise von Liebe und Tod!

OTTO KARSTEN